

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 91 (1950)

Artikel: Der Griesli-Lenz
Autor: Matt, Josef von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1033510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Griesli-Lenz

Volkserzählung aus der Urschweiz von

Josef von Matt

Wie ein gefährliches Tier.

Eigentlich hieß er s'Griesli-Migis-Chaspe-Lenz, der stämmige, junge Holzer. Aber mit der Zeit wurde den Leuten der Name zu lang. Und wenn der Lenz einmal Kinder haben sollten, einen Toni oder Vereli, dann würden diese s'Griesli-Migis-Chaspe-Lenzen-Vereli oder =Toni heißen. Besser also, man kürzte diesen Namen jetzt schon und nannte ihn einfach: den Griesli-Lenz. So hieß er nicht nur, weil er jeden Tag ein frisches Tannengries auf seinem Hute trug. So ein saftiges Tannenzweigli steckte schon immer auf dem Hute seines Vaters und seines Großvaters, des Griesli-Migi. Und zwar fiel das den Leuten damals besonders auf, da er in seinem eigenartigen Leben einen gewissen Höhepunkt seines wild ausbrechenden Jähzorns erlebt oder besser gesagt erlitten hat.

Dieser Großvater, der Griesli-Migi, war seinerzeit ein angesehener Mann, war Rats herr und Kirchenrat gewesen und hablicher Bauer auf einem schönen Heimen; aber furchtbar jähzornig. Wenn sein Zorn in ihm zu kochen begann, dann blieb er knebelsteif hocken oder stehen, die Backen wurden ihm neben der Nase weiß. Es kam vor, daß er dabei ein ganz neues Pfeifenmundstück zerbiß. Wenn dann dieser Zorn ausbrach, dann hatte seine Vernunft keine Gewalt mehr über ihn. Dann schlug er wie ein gefährliches Tier.

Bei einer Kirchenratsitzung sprang er einmal auf, wischte den Kirchmeier mit einer einzigen Handbewegung vom Stuhl und vergriß sich sogar am Pfarrer. Er packte ihn samt dem Stuhl und lief mit ihm auf die Straße. Hoch über seinem Kopf trug er den Stuhl und den Pfarrer über den Platz. Niemand wagte ihm zu wehren. Er sprang bis zum Pfarrhaus hinüber und warf dort beide über den Hag in den Garten hinein. Der Hute war ihm dabei vor die Füße gefallen. Er hob ihn auf, schaute mit wild rollenden Augen auf die, vor Schrecken wie gelähmten

Leute und dann auf seinen Hute. Nahm ärgerlich das zertrampelte Tannengries vom Huteband, warf es weg, brach sich von der Zieranne am Pfarrhofeingang ein frisches Zweigli ab, steckte es auf und ging schweren Schrittes und mit gekrümmtem Rücken fort.

Von da an ging es bergab mit dem Griesli-Migi. Die Leute mieden ihn. Er mußte von seinen Aemtern zurücktreten. Seine Produkte konnte er nur mehr an fremde Leute verkaufen. Sein Sohn, der Chasp mußte ab dem Heimen und starb in den besten Jahren als armer Knecht mit vielen Kindern und vielen Schulden. Seine Kinder wuchsen in bitterer Armut auf. Lenz war der älteste Sohn. Von der Schule weg hatte man ihn in den Wald geschickt mit den Holzern. Er mußte jeden Baken, den er verdiente, heimbringen. Und doch reichte das Geld nicht aus für die vielen hungrigen Mäuler zu stopfen und für die vielen Medizin des Vaters.

Zur Zeit, da der Vater starb, war der Lenz kaum achtzehn Jahre alt. Von der harten Arbeit im Wald zäh und stark. Er hatte dem Vater auf dem Todbett versprochen, für die Mutter und Geschwister wie ein Vater zu sorgen. Damals auch, da er dieses schwere Amt getreu übernommen, fand er es schicklich genau wie der Vater immer ein Tannengriesli auf dem Hute zu tragen. Er achtete wohl darauf, daß es nie welf oder dürr war. Wenn möglich jeden Morgen ein frisches, das seine Nadeln frech und breit auspreizte. Das war viele Jahre sein einziger Stolz.

Mit der Nase in den Hühnerdreck.

Auf was hätte der Lenz in seinem Leben auch stolz sein können. Sie hatten in jedem Laden Schulden. Sie wohnten in einem alten, verfallenen Häuschen, das den sonderbaren Namen „Gspänsti“ trug. Seine Geschwister gingen bis zum ersten Schnee barfuß in die Schule und gar oft in zerrissenen

Aleidern. Die Mutter konnte nicht mehr als von früh bis in die Nacht hinein arbeiten. Sie nähte Ueberkleider für eine Fabrik. Die Kinder suchten in den Bergen Alpenkräuter für den Apotheker und Beeren für die guten Leute im Dorf. Aber damit konnten sie den Schuldenberg nicht abtragen.

Lenz war bei seinen Arbeitskameraden beliebt. Er scheute keine Arbeit, auch die gefährlichste nicht. Er war anfehrig und hatte für jedes Tun ein gutes Geschick. Und wißbegierig war der Lenz. Er konnte fragen wie ein kleines Kind, so unermüdlich. Einen ganzen Winter lang war er bei einem Regierungsrat in Dienst gewesen als Holzer. Jedesmal, wenn dieser in den Wald kam, ging Lenz mit ihm nach Feierabend heim. Der kluge und erfahrene Mann freute sich an dem jungen Holzer, der für alle Unternehmungen und alle Ereignisse so großes Interesse hatte. Er gab ihm auch Bücher mit. Und Lenz hätte damit beinahe das „Gspänsti“ in Brand gesteckt.

Lenz las im Bett, zur Zeit, da der Karli und der Toni, die im gleichen Zimmer lagen, schon längst schliefen. Das große Buch über Wald und Holz lag schwer auf seiner Brust und die Augenlider und Glieder waren auch schwer vor Müdigkeit. Lenz fiel in Schlaf und stieß dabei die Kerze um. Die Mutter, die immer als letzte zur Ruhe ging, und jedesmal einen Gang zu jedem Bett machte, entdeckte den Rauch und schon ein munteres Feuerlein. Trotz Rauch und Wasserdampf, trotz Poltern und Löschen erwachte Lenz nicht. Die Mutter war nach der überstandenen Gefahr wie gelähmt und setzte sich aufs Bett. Der Mondschein leuchtete durch das kleine Fenster auf ihres großen Sohnes Kissen. Wie er doch dem Vater glich. Die

blonden, wilden Haare, die glatte braune Haut, der eigensinnig geschwungene Mund mit den schmalen, roten Lippen. So hatte der Vater ausgesehen, so frisch und so lieb, da er zu ihr kam als junger Freier. Damals der stolze Bauernsohn. Wie oft hatte sie ihn später in seinem glücklichen Schlummer zugegesehen, konnte nicht genug auf dieses liebe Gesicht hinunterschauen. Dann kam der Kummer und die Not und grub Furchen in die frische Haut, und dann die Krankheit, höhnte die Wangen aus und welkte die Haare. Was wird wohl aus dem lieben Gesicht, das jetzt so frisch und so glücklich schlafend vor ihr liegt.

„Armer Lenz“, sagte die Mutter still, „mußt Dich für uns fast zutode schinden, so jung. Der liebe Gott soll es Dir einmal vergelten, was Du mir Liebes und uns allen Gutes tust.“ Lange blieb sie so sitzen, die Mutter, die selbst ein glückliches Leben erwartet hat und nun seit vielen, vielen Jahren nur Not und Verzicht kennen gelernt. Lange

schaute sie auf ihren Sohn, bis der Mond sein mildes Licht aus der Kammer weggenommen hatte. Dann ging sie betend hinunter in ihre dunkle Stube.

Das Feuer aber war nicht die einzige Gefahr, die man im Gspänsti fürchtete. Oben am Häuschen im Verschlag hockten einige Hühner. Und weiter oben im Wald lauerte der Fuchs. Lenz hörte einmal in der Nacht wildes Gefreisch und Gegacker. Erwachen, Aufspringen und Hinausrennen war eins. Mit dem Beil wollte er den Fuchs erschlagen. Aber nasser Hühnerdreck ist schlüpferig und frisch gespaltenes Holz ist kantig. Lenz glitt aus und schlug sein Gesicht blutig, weil er so schwungvoll mit der Nase zu Boden sauste, wo die Holzscheitli herumlagen. Un-



„Armer Lenz“, sagte die Mutter still

terdessen biß der Fuchs dem letzten Huhn in den Hals und raste mit seiner Beute davon.

Ja, die Pflichten, die Lenz übernommen hatte, für die Familie wie ein Vater zu sorgen, diese Pflichten waren verschiedenartig. Früher war Lenz, wenn er in einem weit entlegenen Wald arbeitete, über Nacht in der Holzerhütte geblieben. Seitdem der Vater gestorben war, mußte er im Gspänsti schlafen, zum mindesten in jeder Nacht, da der Wind um das alte Gebälk strich und heulte. In solchen Nächten mußten die Mutter und auch die Kinder, die darob wach wurden, entsetzliche Angst ausstehen. In der obersten Kammer, die schon weit mehr als hundert Jahre leer gestanden, fing in solchen Sturmnächten ein Poltern und Rumoren an. So wie wenn ein Mann mit festen Schritten über die Dielen lief und schwere Holzstücke gegen die Wand und auf den Boden werfen würde. Und Worte hörte man von dort her, Worte, die niemand verstehen konnte, wie aus Wut und Zorn geborene, abgerissene Worte und dann Schreie, helle, gellende Schreie, wie ein Kind, in großer Not schreit. Lenz durfte die Mutter in solchen Nächten nicht allein lassen. Auch wenn er zwei Stunden weit vom Bergwald hinunter und am frühen Morgen wieder hinauf gehen mußte.

Wie gerne wären sie aus dem Gspänsti fort und in eine andere Wohnung gezogen. Aber wohin mit den vielen Kindern und ohne Geld. Das Gspänsti gehörte zum Heimwesen Hochmatt, wo der Vater viele Jahre als Knecht gedient hatte. Der Hochmatt-Bauer hatte das Häuschen der Familie zu kleinem Zins vermietet, weil es für den Knecht so bequem nahe gelegen war, und weil sonst kein Mensch darin wohnen wollte. Während der Krankheit des Vaters und seither konnten sie auch diesen billigen Zins nicht mehr bezahlen. Die Bäuerin von der Hochmatt kam deswegen oft zur Mutter hinüber und schimpfte und regierte. Dann mußten die größeren Buben und Mädchen auf die Hochmatt, beim Heuen oder Holztragen helfen, mußten mit ihren kleinen mageren Armen den Zins abverdienen. Auch die Mutter wurde an strengen Waschtagen hinüberkommandiert.

Lenz hätte gerne mehr Geld heimgebracht. Er sann und brütete, wie er eine Anstellung finden könnte mit besserem Lohn. Er hatte eben kein Handwerk gelernt, war nur in der Primarschule gewesen. Er meldete sich jedesmal, wenn im Tal eine schwere oder sehr gefährliche Arbeit vergeben wurde, die gut bezahlt war. Ein Drahtseiltransport oder beim Stellen der Gittermasten für die elektrische Leitung über den Paß. Sie und da konnte er auch bei einem Zimmermann arbeiten. Weil Lenz so stark und waghalsig, so zuverlässig und geschickt war, konnte ihn der Zimmermeister gut brauchen. Die schweren Balken bis zu den Alphütten hinauf tragen, oder beim Aufrichten der Ställe und Holzhäuser helfen. Das gefiel dem Lenz. Wenn er auf einem hohen First mit schwerer Last herumturnte, dann pfiff er lustige Liedchen.

Zweierlei „Grüezi“.

So gingen und kamen die Jahre. Lenz war längst Soldat, war schon Gefreiter geworden im Dienst. Im Winter schaffte Lenz im Wald, jauchzte, wenn die Baumstämme im Reistzug über den harten Schnee zu Tal sausten. Gegen den Frühling zu, hielt er Ausschau, ob irgendwo ein Baugespann ausgesteckt sei, ob es wohl für ihn wieder Arbeit gäbe beim Zimmermeister.

Im Hinterbühl wurde der alte Stall abgerissen. Beim Eingang des Seitentales, auf einer lieblichen Anhöhe, zwischen Rußbäumen hervor schaute das Hinterbühl-Haus auf die Landstraße und den breiten Talbach hinunter. Die wetterbraune Sonnenseite des hochgiebeligen Hauses war mit Klebdächern und roten Blumen geziert. Breite Lauben und lange Holzbeigen gaben dem Haus ein habliches, währschaftes Aussehen. Weiter zurück stand der Stall, der nun bis auf die Mauern abgebrochen wurde. Er sollte größer werden, sollte auch einen hohen Giebel dem Tal zu bekommen, passend zu dem schönen Haus. Der Hinterbühl-Melk konnte sich einen solchen Umbau leisten. Er saß wie sein Großvater und Urahne, wie man so sagt, sorgenfrei auf diesem ertragreichen Heimwesen, arbeitsam, nüchtern, und angesehen. Jeden Tag, bevor die Zimmerleute kamen, stand er schon oben auf den Mauern, schaute

in jede Ritze und jeden Spalt, verglich die Pläne und Maße. Sein einziger Sohn war eben von der landwirtschaftlichen Schule heimgekommen. Er wurde auch zu allen Beratungen zugezogen. Die älteste Tochter Elsi freute sich nicht so sehr an dem Bau. Die vielen Leute, die dadurch ins Haus kamen, brachten Schmutz und Dreck in die Stuben und vermehrte Arbeit. Elsi benahm sich gern etwas zimperlich. Es schützte seine glänzend schwarzen Haare vor jedem Stäubchen mit einem bunten schmucken Kopftuch. Es ärgerte sich über jeden Wassertropf auf seiner weißen Bluse und pflegte seine Hände jedesmal nach dem Geschirrabwaschen mit einer Creme. Elsi war hochgewachsen und von anmutiger Gestalt. Sein Gesicht war auffällig schön. Diese Schönheit trug Elsi selbstbewußt und wirkungsvoll zur Schau. Die jungen Burschen im Dorf nannten das Elsi: des Hinterbühl-Melken-Pfau. Brenili, seine jüngere Schwester, war ein einfaches Kind. Vielleicht gut tausend Wochen alt, heiter und dienstbereit. Es hatte seine große Freude an dem munteren Baubetrieb, der plötzlich so viel neues Leben ums Haus gebracht hatte. Es war flink wie ein Wiesel, trug Wasser und Späne, packte überall zu und hatte für jeden ein gutes Wort und ein fröhliches Lachen.

Lenz kam auch auf diesen Bauplatz. Säge und Axt in der Hand, auf dem Rücken eine Traggabel mit einem schweren Eichenpfosten und einem Sack Zement und oben auf dem Hut ein frisches Tannengries. Der Schweiß glitzerte auf seiner Stirne, die blonden Kruselhaare zwängten sich ringsum unter dem Hut hervor, die blauen Augen leuchteten wie Bergblumen, da er auf das schöne Haus und

den prächtigen Arbeitsplatz schaute. Elsi kam gerade aus dem Haus und auf ihn zu. Da läpfte Lenz den Hut und sagte lachend: „Grüezi Meitschi, ich bin der Griesli-Lenz.“ Elsi blieb einen kleinen Augenblick stehen, schaute ihn aus schmaloffenen Augen, mit hoherhobener Nase schief an, drehte sich um und ging ohne ein Wort weiter. Lenz setzte seinen Hut wieder auf, sagte halblaut zu sich selbst: „Die ist schöner als freundlich“, pff ein hohen und tiefen Ton und ging zum Gaden hin. Dort stand das Brenili. Von



„Grüß Gott, Fräulein!“

dem eben erlebten Empfang gewitzigt, trat Lenz zu ihm hin und sagte: „Grüß Gott, Fräulein! Ich bin der Griesli-Lenz und suche den Zimmermeister.“ „Ich bin kein Fräulein, ich bin das Brenili“, sagte es, „schau da, der Zimmermann ist mit dem Vater hinter den Mauern.“ So begann hier dem Griesli-Lenz seine Arbeit, die ihm einen dreifachen schönen Lohn und ein schweres Herz eintragen sollte.

„Ich kann nichts dafür“.

Die Matten prunkten im ersten Grün. Die Sonne glitzerte in allen Scheiben und Laubtropfen. Kühler Wind strich von den Schneebergen her. Blumen leuchteten aus allen Gräsern. Weithin hallten die Axtschläge und die dumpfen Klänge der Balken. Wenn der Lenz einen langen Balken über die schmale Wandung trug, wenn der Wind in seinen Locken spielte und die Sonne gleißend blendete, dann mußte er laut hinausjauchzen vor Lebenslust und Freude an dieser Arbeit.

Aber dem Brenili wurde es, das von unten ihm zuschaute, wie er so waghalsig und

gefährlich herumtunkte, dann eng im Hals und fast schwindlig vom sicheren Boden aus zu dem Lenz hinaufzuschauen. Wie oft sprang es von der Arbeit auf und ans Fenster in der Angst, es sei ein Unglück geschehen, weil es im Bau drüben gepoltert oder gekracht hatte. Einmal kam es aus dem Haus, sah unter der Laube hervor etwas vom Gaden stürzen und hinter dem Brunnentrog aufschlagen: „Jesses, der Lenz!“ An einen andern dachte es nicht. Es war aber nicht der Lenz, der vom hohen First hinuntertauchte, sondern ein abgesägter Balken und ein Sack.

Da Brenili an diesem Tag den Zimmerleuten das Zabig austeilte, schaute es mit einem innig wehmütigen Blick auf des Lenzes Hand, die ihm den Becher hinhielt. Lenz merkte, daß der Krug zitterte und schaute auf. Da sah er in zwei Augen, wie in einen Himmel hinein. Nur eine Sekunde vielleicht. Aber dieser Blick fuhr ihm ins Herz und blieb dort wie ein glühend Eisen.

Diesen Abend ging Lenz etwas sturm im Kopf heim. Und Brenili schlief schlecht. Es mußte immer und immer denken, warum es um den Lenz eine solche märterliche Angst habe, jetzt fast Tag und Nacht. Es konnte seine Vernunft und den ganzen Verstand nach allen Seitendurchsuchen und fand keine Gründe dafür. Und doch klopfte das Herz eindringlich und sonderbar und es wechselten Freude und Furcht, Glück und Weh in seiner Brust.

Der neue Gaden wuchs hinauf, Balken um Balken, bis zum First. Die langen Raffen wurden gespannt. Dachlatten aufgesetzt. Lenz half dem Dachdecker, dem Maurer. Lenz blieb bis zuletzt auf Hinterbühl, er half noch den Brunnen ausgraben, die Steine aufschütten und den Platz ebnen. Er wollte nicht mehr fort von hier. Es reute ihn jeder verfloßene Tag.

Die Ursache davon war ein böses Gewitter, das damals zur Zeit, da die ersten Ziegel auf dem neuen Gaden Dach gelegt wurden, über dem Hinterbühl und dem ganzen Tal niederging. Die Handwerker hatten noch rechtzeitig heimgehen können. Aber für Lenz war der Weg zu weit, er wollte lieber hier noch warten, bis der ärgste Wasserguß vor-

über sei. So blieb er allein im Gaden zurück, in der Ecke, die bereits von den neuen Ziegeln geschützt war. Er aß ein Stück Brot aus seinem Rucksack und hörte dem Rauschen des Regens und dem dumpfen Fallen der schweren Tropfen zu. Da kam das Brenili mit einem Sack über dem Kopf zu ihm in den Gaden hinübergerannt und frug ihn, ob er nicht ins Haus kommen wolle. Lenz, der seit dem ersten Mal immer wieder in Brenilis Gesicht jenen lieben, wehmütigen Blick suchen wollte, schaute forschend dem Mädchen in die Augen. Brenili blieb stehen: „Was hast Du?“ Lenz nahm Brenili bei der Hand und zog es in die trockene Ecke: „Freude habe ich, eine große Freude habe ich mit Dir, daß Du mit mir, dem armen Griesli-Lenz so gut bist.“ Staunend hörte Brenili zu, mit weit offenen Augen. „Ich danke Dir dafür“, fuhr Lenz fort, „von ganzem Herzen danke ich Dir dafür.“ „Danken?“ frug Brenili, „danken, Du brauchst mir nicht zu danken. Ich kann nichts dafür.“ So blieben sie stehen, während der Regen von allen Balken tropfte und das Donnern immer mächtiger wurde. Dann sagte Brenili noch, so leise, daß es Lenz kaum hören konnte: „Ich kann aber auch nichts dagegen tun. Ich hab's probiert, aber es nützt nichts.“ Die Mutter rief vom Haus her. Brenili nahm den Sack über den Kopf und sprang hinüber. Ließ den Lenz in seiner Ecke zurück, mit seinen Gedanken, die wie die Blitze in alle Winde fuhren.

Auf dem Heimweg, unten am Walbrand, sprang er hoch in die Luft, so hoch, daß er den untersten Ast der großen Tanne erfassen konnte, riß ein Zweiglein davon ab und steckte sich dies auf den Hut.

Deshalb wollte der Lenz nicht vom Hinterbühl herunter. Deshalb half er dort bis zum letzten Nagel und Knopf. Und wie manchmal sind die beiden heimlich zusammengestanden, ohne daß ein Mensch, ein einziger Mensch eine Ahnung gehabt. Nicht einmal Elsi, das sonst allen im Tal und weit herum die Rechnung führte und in jede Stube, in jeden Küchentopf hineinschaute. Oder kam es ihm nicht in den Sinn, weil der Gedanke, die beiden könnten sich gern haben, so absurd, so widersinnig schien.

Was die Mäuse unter den Hobelspänen gehört haben.

Das obere Gädeli lag in einer steilen Matte, die durch einen schmalen Waldstreifen vom Hinterbühl getrennt war. Dort oben sollte auch noch allerhand geflickt werden, weil doch Werkzeug und Werkleute schon da waren. Dort hinauf

kam einmal Brenili und sagte ganz unvermutet zum Lenz: „Du, Lenz, wir müssen ans Heiraten denken. — Man darf sich nicht so unendlich gern haben, wenn man nicht eine ernste Bekanntschaft hat.“ Lenz war so überrascht, er wollte laut hinausschreien. Da er aber Brenilis tieferstes Gesicht sah, blieb ihm der fröhliche Klang im Hals stecken. Er schüttelte nur den Kopf und sagte: „Du gutes Kind, ich kann nicht heiraten, ich habe so schon eine ganze große Familie und bin ein armer Hungerleider, ich muß für die Mutter und die Geschwister arbeiten.“ — Brenili

blieb in Gedanken versunken stehen, die hellen Ringel seiner Haare hingen ihm unter dem Kopftuch hervor über die Stirne, die Augen waren bald geschlossen, müde und ganz traurig wurde das Gesicht. Dann sagte es: „Dann müssen wir Schluß machen.“ „Das ist aber sehr traurig, Brenili“, meinte Lenz und ging zu ihm hin, „und sehr schwer.“ „Ja“, sagte Brenili und lehnte den Kopf an seine Schultern.

Einige Tage später kam es ins Gädeli hinauf, war fröhlich und schalkhaft, es brachte das Zabig für den Lenz, packte aus, strich ihm Butter aufs Brot, saß neben ihm auf dem Barnen und fragte: „Muß man etwas machen, was man nicht kann?“ „Wie meinst Du das, Brenili?“ „So, wie ich gesagt habe. Wenn mir jemand sagt, ich müsse

das und das machen, und ich kann es einfach nicht, habe es nie gelernt und weiß in aller Welt nicht, wie man das machen kann. Bin ich dann verpflichtet, das trotzdem zu tun?“ „Nein“, lachte Lenz, „zu so etwas kann Dich kein Mensch, nicht einmal Gott im Himmel verpflichten.“ „Ist das wahr, ist das ganz sicher wahr?“ Feierlich sprach Lenz mit tiefer Stimme: „Ja, das ist wahr, wie der Bundesbrief.“ Da jubelte Brenili: „Ei, jetzt weiß ich Bescheid, jetzt bin ich aber ganz ganz sicher. Ich hab's nämlich probiert. Die ganze Woche lang habe ich es probiert und es ist mir einfach nicht ge-



Ich bin-e lustige Länderbueb

Photo L. von Matt

lungen, nicht ein einziges Mal, nicht eine Sekunde lang.“ „Aber, Brenili, was hast Du denn probiert?“ Da schlug es die Hände vor das Gesicht, als ob es weinen wollte: „Dich nicht mehr so gern zu haben.“ Aber schon rückte es die Finger so weit auseinander, daß es zwischendurch und zu ihm hinausblicken konnte. Lenz nahm ihm sachte die Hände vom Gesicht und nahm den lieben Mädchenkopf ganz nahe zu ihm hinüber.

Die Liebe macht erfinderisch, und das Glück macht leichtsinnig. Lenz kam auch im späten Sommer noch auf das Hinterbühl. Er kam im Auftrag des Zimmermeisters, um nachzuschauen, wie sich die Balkenlagen den Sommer über, bei der großen Hitze, gesetzt haben. Der Himmel weiß, wie er das einrichten konnte, diese Arbeit zu übernehmen.

Weil sie sich, der Lenz und das Brenili, so lange nicht gesehen hatten, schlossen sie zur Sicherheit im inneren Tenn die Türe zu. Dort stand die Hobelbank und das Werkzeug des Bauern. Es war heller Tag und doch hörte man keinen Hammerschlag und keinen Sägenstrich von der Arbeit des Lenz. Die Beiden saßen in den Hobelspänen auf einem Kartoffelsack und hatten so viel zu reden. „Ich habe in einem Buch gelesen“, sagte Brenili, „in einem großen und gelehrten Buch. Darin habe ich den Satz gefunden: ‚Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.‘ Das hat ein Heiliger gesagt, und das ist wahr. Lenz, Du mußt einen Weg finden, Du mußt es einfach möglich machen, daß wir einmal immer zusammen sein können. Ich habe das jetzt die lange Zeit gut genug erfahren, daß ich so nicht leben kann.“ Lenz saß da, mit gebücktem Kopf und starrte in die Späne: „Jetzt sehe ich keinen Weg, sehe überhaupt nichts vor mir als einen großen Schuldenberg. Und wenn ich in der Nacht allein bin und studiere und mich quäle, dann sehe ich nur Dich. Nur Dich sehe ich dann, ganz nahe vor mir. Und dann vergesse ich alle meine Pläne, vergesse auch alle Not und bin bodenlos glücklich, bis dann der Güggel kräht und ich aufstehen muß, weit in den Wald, halb noch in der Nacht, um ein paar Franken zu verdienen, die doch nirgends hinreichen, nicht einmal für das Notwendigste.“ Brenili fuhr ihm mit seiner linden Hand durch die Haare: „Bist Du traurig, Lenz, jetzt, wo Du bei mir bist? Denk doch, was ein Heiliger gesagt hat, das ist doch ganz sicher wahr. Es gibt einmal einen Weg, auch für uns.“ „Einmal, wann einmal“, sagte Lenz, „in zehn Jahren, in weiß ich wie vielen Jahren. Unterdessen hast Du längst einen andern gern, einen Bauern mit einem schönen Heimen, und ich kann Dir

nicht einmal böß sein darum.“ Nun nahm Brenili den Lenz um den Hals, drehte mit sanfter Gewalt seinen Kopf so, daß es ihm gerade in die Augen schauen konnte und sprach feierlich: „Lenz, ich weiß, wem mein ganzes Herz gehört, ganz gehört. Dir habe ich es gegeben, ich weiß nicht warum, ich frage nicht, warum, und für das ganze Leben. Ich bleibe Dir immer treu. Das kannst Du glauben. Und wenn ich auf Dich warten muß, bis alle Deine Geschwister groß sind. Daran darfst Du nie zweifeln Lenz. Entweder bringt man mich auf den Friedhof oder man läßt mich zu Dir. Da hast Du meine Hand.“

„Was gibt's da zu verstecken“.

Die Hand, die das unverbrüchliche Gelöbniß der Treue ablegte, blieb nicht lange in der Hand des jungen Mannes. Polternde Schritte kamen über die Steinplatten, eine schimpfende Männerstimme drang ins Tenn ein und ließ die zwei jungen, glücklichen Liebesleute auseinanderfahren. „Oh Gott im Himmel, das ist der alte Onkel Thade.“ Schon polterte dieser gegen die Türe und rüttelte daran. Er sprach zornig von einem Roßgeschirr oder einem Kommet, den man im Frühling von ihm geliehen habe und nie zurückgegeben. Er wolle schon zeigen, wo er aufgehängt sei. Aber natürlich vor ihm schließe man alle Türen ab. Hier sei doch seiner Lebtag nie geschlossen gewesen. Die Schritte entfernten sich wieder. Brenili wollte öffnen und hinausschlüpfen, aber der Onkel Thade kam wieder zurück ins Tenn, just in dem Augenblick, da es zwischen Türe und Angel stand. „Was gibt's da zu verstecken?“ rief der zornige alte Mann. Brenili vertrat ihm den Weg zur Türe und wollte sich herausreden. Aber eigensinnig stieß er es auf die Seite und trat ins innere Tenn hinein. Da blieb ihm das Wort mitten im Satz stecken: „Der Griesli-Lenz, Du hast Dich mit dem Griesli-Lenz eingeschlossen. Du mein Gottenkind. Das kann Dich eine Stange Geld kosten, Breni!“ Brenili achtete nicht auf sein Schimpfen. Es wollte ihm helfen seinen Kommet suchen, sein Roßgeschirr oder gar einen ganzen Zweispänner, wenn er nur bald mit ihm aus dem Tenn käme. Der

Lenz schaute nicht von seiner Arbeit auf. Er hobelte an einem Brett, mit einem Eifer, als ob er einen Riesenlohn im Afford hätte.

Endlich ging Thade mit dem Brenili hinaus. Es wollte ihn überreden, daß er im Haus drüben nichts sagen solle. Aber der Thade war so wütend und schäumte derart, daß er vor lauter Fluchen Brenilis Rede gar nicht hörte. Er rief das Geheimnis brüllend in den Hausgang hinein, tobte in der Stube und warf mit Schimpfworten nur so um sich: „Bettelbub, Liebchaften, Lotterordnung und Pack.“

Diese Wut kam von verschiedenen Umständen her. Vor-erst war der Onkel Thade einmal in Zorn geraten, weil er vermutete, man habe ihm das Roßgeschirr gestohlen. Alte Leute haben oft solche Ideen. Dann war er der reiche Erbknecht, der gewohnt war, daß seine Neffen und Nichten seine Worte ernst nahmen und seine Befehle blitzartig ausführten. Brenili war sein liebstes Gottenkind. Bei jeder Gelegenheit sprach

er davon, wie er das Brenili als Haupterbin in sein Testament eingesetzt habe. Es glaubte zwar kein Mensch diesen Beteuerungen, und doch tat man vor ihm so, als ob man sie ernst nehme. Dann war noch eine ganz alte Geschichte, die ihm beim Anblick des Griesli-Lenz in den Kopf gestiegen war. Im Volksmund nannte man den alten Onkel: „Brunnen-Thade.“ Aber wehe, wenn dieser Uebername in seiner Gegenwart gebraucht wurde. So hieß er, weil er vor Zeiten in seiner Alp dem Eigentümer der unteren Alp einen Brunnen abgegraben hatte. Diese Alp hatte dem Griesli-Migi und später seinem Sohn gehört. Dieser hatte mit dem Thade einen

Prozeß geführt und hatte gewonnen. Der „Brunnen-Thade“ mußte also damals dem Vater des Griesli-Lenz Genugthuung leisten, die Kosten bezahlen und den Brunnen wieder zuleiten. Dieser Name erinnerte ihn also jedesmal an diese teure und schmerzliche Geschichte und nicht nur der Uebername, sondern viel mehr noch, wenn er den Griesli-Lenz oder eines seiner Geschwister sah. Brenili aber, sein liebstes Gottenkind, zusammen mit dem Griesli-Lenz, das war für die alten Hornadern des Brunnen-Thade zu viel.

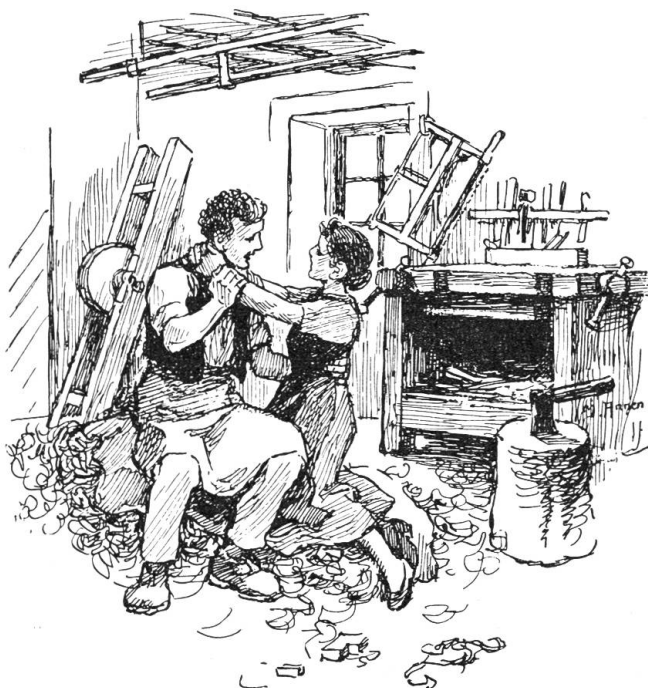
Er war nicht mehr zu beruhigen und war nicht zufrieden, bis das ganze Haus alarmiert und in fürchterlicher Aufregung versetzt war.

Vom verdächtigen Bergschuh und Hosenrand.

Natürlich war damit für den Lenz auch der letzte Nagel im neuen Sack eingeschlagen oder besser gesagt krumm eingeschlagen. Er durfte sich nie mehr in der Nähe blicken lassen. Aber wer glaubt, er könne zwei junge Menschen, die in reiner Liebe zu einan-

der halten, die im ersten Glück des blühenden Lebens stehen, von einander trennen, der muß Tag und Nacht Wache stehen und noch Wächter dinsten. Und dann noch kann er ihnen die geheimen Zeichen und Nachrichten nicht verwehren.

Am Weg ins obere Gädli hing ein Muttergottesbild an der großen Wettertanne. Dann und wann steckte ein Tanngriesli im Holzgitter vor dem Bild, und so wußte Brenili, daß Lenz dagewesen war. An einem Morgen beim Erwachen fand Brenili einen Buschen Edelweiß auf dem Boden seines Zimmers. Edelweiß, so schöne, ganz weißflaumige Sterne, wie sie nur in der obersten



„Daran darfst Du nie zweifeln, Lenz“

Wildi wachsen. Lenz hatte sie ihm in der Nacht durchs Fenster hineingeworfen. Zwischen den enggebundenen Stilen stand ein kleiner Zettel mit ein paar Worten. Das war für die Liebe wieder für viele Tage Nahrung genug.

Lenz hatte wenig Zeit große Umwege zu machen. Seine Arbeit war so streng, daß er oft zum Umsinken müde war, wenn er heimkam. Aber es war ihm kein Weg zu weit und keine Nacht zu kurz um Brenili ein Zeichen zu geben. Im Dunkel eines späten Herbstabends kam Lenz vom oberen Gädeli her auf das Hinterbühl-Haus zu. Er sah gerade Licht auf der Vorlaube und erkannte Elsi, das dort seinen Schatz begrüßte. Er ging lautlos über die Matte näher und schaute einmal eine Zeit lang zu, wie da und dort im Haus Licht aufging oder auslöschte. Er fand es nicht ungeschickt ein wenig zu warten, wenn Besuch im Haus war. Er mußte nicht mit dem Schlaf und der Müdigkeit kämpfen, denn in dieser Nähe waren seine Sinne und seine Glieder hellwach und angespannt. Im Wald lockte ein Vogel. Wolken fuhren am Mond vorbei. Dann und wann fiel eine späte Frucht vom Baum oder krachten die Balken im neuen Gaden, der hell in die Mondlandschaft leuchtete. Der Hund strich um das Haus, lief unter die nächsten Bäume, kam auch zum Lenz hinauf. Sie kannten sich gut, die beiden vom Frühling und vom Sommer her. In der Kammer löschte das Licht zuerst, dann in der Küche und im oberen Gang. Dann leuchtete das Fenster in Brenilis Zimmer auf. Unten aus der Stube fiel der Schein aus der breiten Fensterreihe auf die Steinplatten. Lenz schlich auf das Haus zu, schwang sich übers Holz auf den Mauersatz, hantelte sich an der Hausdecke hinauf, hielt sich am Rand der Klebdächli. Einmal schlugen seine Schuhnägel laut an den Dachkännel. Sofort blieb er still und horchte. Dann kletterte er weiter. Der helle Ton aber, hatte den Vater aufhorchen lassen. Er sprang aus dem Bett und mit den bloßen Füßen die Stiege hinauf und auf die Laube. Dort sah der Vater ein Stück Hosenbein und einen Bergschuh seitlich über das Klebdächli hinausragen. Er griff darnach und zerrte mit aller Kraft.

Plötzlich ließ der Widerstand nach, der Schuh kam ihm entgegen, so unvermutet, daß der Vater rücklings fiel und den Schuh und das Bein nicht loslassend den ganzen Lenz auf sich in die Laube hineinriß. Die Bergnägel fuhren ihm ins Gesicht. Einen Augenblick fühlte er die schwere Last des jungen Mannes auf sich fallen, sah gegenüber am Boden den Kopf des Lenz. Aber nur einen kurzen Augenblick lang, dann schwang sich der Junge zurück über die Laubenbrüstung und verschwand im Hui und in einem weiten Sprung.

Lenz lief bis in den Wald hinauf. Dort setzte er sich auf einen Stein und wartete. Er kam sich nicht gerade als Held vor, der Lenz. Und die Zukunft lag ungefähr so schwarz vor ihm, wie die Nacht, da nun der Mond untergegangen und breite Nebelschwaden wie Ungeheuer sich vor die Helle des Himmels geschoben hatten. Im Haus flammte überall Licht auf. Menschen rannten über die Dielen. Lenz wartete lang, schließlich auch wieder näher. Aber er mußte dort wieder fliehen, denn ein helles Licht traf ihn von der Straße her. Ein Auto kam den Rehr hinauf. Wahrhaftig, der Doktor stieg aus und ging auf das Haus zu. Da sah er sein Brenili zum letzten Mal, wie es mit dem Licht in der Hand dem Doktor entgegen ging.

Eine Stunde später trat der Doktor wieder aus dem Haus und fuhr weg. Lenz wartete bis alle Lichter im Haus erloschen waren, dann ging er heim.

Nur das Herz nicht töten lassen.

Im Haus auf dem Hinterbühl war in dieser Nacht trotz der scheinbaren Ruhe, trotz der Dunkelheit die in allen Zimmern lag nicht viel Schlaf. Der Vater lag mit verbundenem Kopf in seinen Rissen. Der Arzt hatte ihm eine tiefe Wunde, die von unten am Kinn zu den Lippen hinauf verlief, zunähen müssen. Das Reden fiel ihm schwer und war ihm schmerzlich. Und doch konnte er nicht unterlassen, immer wieder ein paar harte Worte zu seiner Frau hinüber zu reden. Sie kamen nicht eben verständlich unter der Geschwulst und dem Verband hervor.

Am Morgen in aller Frühe stieg die Mutter in Brenili's Zimmer hinauf. Sie erklärte ihm in kurzen Worten, daß dem Vater vorläufig jede Aufregung erspart bleiben solle. Es sei besser, es verschwinde sofort aus dem Haus, mindestens bis zum Abend. Es solle zur Tante Marie ins Emmertal hinüber gehen. Sie gab ihm einen Auftrag dorthin mit. Brenili wollte fragen, wie es dem Vater gehe. Was er in der Nacht wegen ihm und dem Lenz gesagt habe. Die Mutter gab hierauf keine Antwort: „Du kannst Dir selbst etwas zum Frühstück mitnehmen. Aber geh jetzt, bevor die andern aufkommen.“

Brenili zögerte, ob es zu Fuß über den hohen Paß gehen, oder mit der Eisenbahn ins Emmertal fahren solle. Es war aber für die strenge und weite Wanderung zu müde. Mit schwerem Herzen ging es unter die Leute, mit Angst und Herzweh kam es am späten Abend zurück. Schon von der Talstraße aus sah es den hellen Schein aus den Stubenfenstern. Mühsam und mit klopfendem Herzen stieg es den Rain hinauf. Bei seinem Eintritt in die Küche stand Elsi am Herd und wärmte Kräutertee. „Guten Abend“, sagte Brenili. Und Elsi antwortete schnippisch: „Ja, einen guten Abend hast Du uns eingebrockt mit Deinem Bettlerschatz.“ „Ist der Vater noch auf?“ „Ja, geh nur hinein, er wartet schon lange auf Dich.“

Ja, er saß hinter dem Tisch mit seinem verbundenen Kopf, einen Stock zur Hand und ein Bein auf das Bänkli gebettet. Die Mutter stand am kalten Ofen. Da mußte nun Brenili hinein, mußte zwischen den beiden auf die Schabellle sitzen und das Kreuz-

feuer aushalten. Ihm war so leid um den Vater. Jedes Wort der Mutter, die aus lauter Sorgen und Besorgnis so hart redete, tat ihm fürchterlich weh. Und sie hatten recht. Brenili mußte ihnen in jeder Beziehung recht geben. Diese ganze Liebe war unvernünftig und unverständlich. Aber was nützten alle die Gründe, alle diese Beweise. Brenili hatte sie alle schon nächtelang aufgezählt und wiederholt. Und doch auch jetzt, mitten in diesem Hagelwetter von Vorwürfen und Ratschlägen blieb ihm nur eine

wahrhafte, unveränderliche Sicherheit: lieber in Not und Elend hinein gehen, aber mit dem Lenz zusammen gehen. — Nur das Herz nicht töten lassen. Nur jetzt nicht ein Versprechen ablegen und dem Lenz untreu werden. Der Vater geriet immer mehr in Aufregung. Die Mutter kannte ihr Brenili nicht mehr. So hatten sie es noch nie erlebt. Ihr liebes Mädchen, das sonst immer so fügsam, so heiter, hilfsbereit, so anhänglich und vorsorglich gewesen war.

Im oberen Zimmer hörte man Elsis nervöse Schritte. Der Mutter rollten die Tränen über die Backen. Brenili zeichnete mit dem Finger Kreise und Vierecke auf das Tischblatt. Der Vater schrie, so gut es seine Schmerzen und der Verband zuließen: „Was willst Du denn, sag jetzt Du einmal, was willst Du denn, willst Kopf voran mit aller Gewalt in Dein eigenes Unglück hineinrennen. Sag einmal, was willst Du jetzt tun?“ Brenili fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen und begann zu reden ohne aufzuschauen: „Ich weiß, daß ich so nicht mehr da sein kann. Ich möchte jetzt das tun, was ich schon lange gerne unternommen hätte. Ich möchte in ein



Ihm war so leid um den Vater

Spital gehen und die Krankenpflege lernen.“ Darauf blieb es lange still in der Stube. Nur das Summen der Fliegen und das Plätschern des Brunnens vor dem Haus war zu hören und auch das schwere Atmen des Vaters. Die Mutter fand zuerst wieder Worte und meinte, man wolle nicht heute abend weiter darüber reden. Der Vater müsse sich schonen. Brenili solle jetzt ins Bett gehen. „Ja, geh nur“, sagte der Vater. Brenili stand auf: „Es tut mir leid. Ich bitte, daß Ihr mir verzeiht. Es tut mir so leid, daß ich Euch weh tue. Gute Nacht Vater!“ Es trat auf ihn zu. Der Vater wehrte mit der Hand ab: „Geh nur.“ Brenili blieb stehen, „machst Du mir nicht das Kreuzzeichen, wie jeden Abend?“ Zorn, Enttäuschung und Eigensinn kämpften im Gesicht des Mannes. Brenili schaute ihm ergeben und lieb in die Augen und hielt seine harten Blicke aus. Dann erhob sich der Vater, ging brummend zur Türe, zum Weihwasserfessel hinüber. Brenili kam ihm nach. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Geh jetzt schlafen.“ Dann humpelte er am Stock auf die Kammertüre zu.

Wie der alte Thade ein Ausstellungsstück wurde.

Rahl standen die Bäume. Winterwinde trieben das Laub von den Waldrändern. Im Gpänsti trieb der Wind den feinen Schneestaub durch die vielen Spalten und Ritzen, bei den Fenstern und Türen in die Küche und die Stuben hinein. Schlimme Monate hatte Lenz hinter sich. Er wußte nicht wo Brenili war. Er wußte nur, daß es kurz nach seiner verunglückten „Uifestiigete“ verreis war. Wenn ihm auf dem Heimweg die Kälte ins Gesicht fuhr, daß die Augenbrauen und Wimpern rauhreifig wurden. Wenn der vereiste Weg das gehen mühsam und langsam machten. Wenn er bei Leuten vorbei ging, die ihm kaum den Gruß erwiderten. Dann wurde ihm manchmal seine Last zu schwer. Dann sehnte er sich irgendwohin fort. Alles stehen und liegen lassen. Warum können andere junge Burschen glücklich in ein gutes Leben hineinwachsen. Warum muß er so schwer, so aussichtslos schwer schuften und

forgen. Dann kamen brandschwarze Gedanken über ihn, so daß er nicht mehr lieb an die Mutter, den kleinen Tonili und das Bethli denken konnte. Dann vergaß er auch, daß seit dem Tod des Vaters in den sieben Jahren doch schon allerhand besser geworden. Karl war in der Lehre. Vineli in einer guten Stelle, Noldi kam aus der Schule. In solchen verlassenen Stunden empfand er nur bodenlose Trostlosigkeit, keine Hoffnung auf ein Glück. Und doch hatte er einmal das Glück gefühlt, es sicher in Händen gehalten. Und welch ein Glück. Wie lange war dies her. Die paar Monate kamen ihm vor wie Jahre.

Wenn Lenz mit seinen Arbeitskameraden heimging und sie in der Wirtschaft einkehrten, mußte er vorbei und heim. Ein Mößtli kostete ein paar Bazen. Er wäre so gerne auch einmal lustig und freigebig gewesen. Nicht immer gelang es ihm, stocksteif an der Wirtschaftstüre vorbei zu gehen. Einmal ging er auch hinein und blieb dort lange sitzen. Er hatte seinen ganzen Zahntag im Saß. Der rässe Most und der Schnaps im Kaffee stiegen ihm rasch zu Kopf. Sie sangen Soldatenlieder und jodelten. Er hielt eine Rede und rauchte Brissago. Er konnte so treffend gut andere Leute nachahmen. Er sprach wie der Major im Dienst, wie der Landammann an der Landsgemeinde. Das Gelächter und die Freude der Zuhörer ringsum steigerten seine Lebenslust. Da seine Kameraden heimgehen wollten, spendierte er ihnen einen Kaffee mit Doppelschnaps. Alle staunten. So hatten sie ihn noch nie gesehen. Sie füllten sein Glas im Geheimen. Während seiner großen Landammannsrede war der Brunnen-Thade in die Wirtschaftstube gekommen und hatte sich in den Winkel gesetzt. Lenz hatte ihn nicht beachtet. Nun kam der Thade hervor und fing an den Lenz zu foppen. So einen tüchtigen Redner, wie der Lenz einer sei, den hätte man schon lange zum Ratsherr machen sollen. Und so einer könne auch ruhig im Ratsaal sitzen, der habe sein Vermögen daheim im sichern. Lenz hörte nicht auf ihn. Aber Thade giftelte immer weiter. Lenz lachte und sang:

Der Brunnen-Thade, der Brunnen-Thade
bekommt vor Neid das Magentweh.

Sobald der Name Brunnen-Thade heraus war, sprang der Thade auf und kam an den Tisch und wetterte los: „So ein Lotterbub, so ein Bettlerpack muß nicht Uebertönen austeilen. Es wäre besser, so einer würde seine vielen Schulden bezahlen, als den großen Herrn spielen, Kaffee spendieren, Rausch saufen und ehrbare Männer anpöbeln. So einer, der schon im Amtsblatt gewesen ist und nie weiß, welche Woche er wieder zu lesen ist. Lenz bekam einen roten

mehr strampeln konnte. Dann trug er ihn unter den Bravo-Rufen seiner Kameraden zur hinteren Türe hinaus und in den oberen Stock. Dort sperrte er ihn auf die Veranda hinaus, die dem Dorfplatz zugekehrt war. Die Kellnerin war unterdessen gerade im Keller gewesen und hatte von allem nichts bemerkt. Dem Thade sein halbausgetrunkenes Most stand einsam auf dem kleinen Tisch. Sie fragte, ob der Thade fort sei. Lenz meinte, ja, er hätte plötzlich einen Drang



Ein Ruhestündchen im Schatten

Photo L. von Matt

Kopf. Lenz stand auf und schaute aus schmalen Schlitzaugen auf den alten Schimpfer und dann in der Runde in die Gesichter seiner Kameraden. Diese lachten aus vollem Hals. Da trat Lenz hinter dem Tisch hervor zu dem Thade hin, fragte zu seinen Kameraden hin: „Wollen wir uns die gute Laune und das schöne Fest verderben lassen von so einem Brünneleier? Oder wollen wir ihn versorgen?“ Alle riefen: „Versorgen! Versorg ihn!“ Lenz sagte lachend: „Komm Thade, wir gehen spazieren.“ Er packte ihn, drehte ihn wie einen Wirbel ringsum und nahm ihn so stark in die Arme, daß er nur

bekommen die schöne Aussicht zu bewundern. Singen und Scherzen ging fröhlich weiter, während oben, allen Leuten ausgestellt, der Thade vergebens nach einem Ausweg von der verschneiten, zügigen Aussichtsterrasse suchte.

Ein heftiger Wind kam plötzlich ins Dorf. Lenz hörte trotz dem Gröhlen und Godeln, die Fensterläden klappern und das Sausen. Da wurde er ernst. Er ging unter die Türe. Der Sturm fegte den Schnee vom Platz. „Halt, die Mutter, jetzt muß sie Angst haben.“ Sein Rausch war wie verflogen. Er zahlte und ging, trotz den heftigen Einreden

seiner Kameraden mit eiligen Schritten hinaus. Er schlug den Kragen hoch, stämmte sich gegen den Wind und verschwand gegen den Bergweg zu.

Der Sturm machte ihn vollends nüchtern. Er lief hastig und fing an zu rechnen, wie viel er von seinem Zahltag vertan. Die Ausreden, er dürfe sich auch einmal etwas gönnen, kamen ihm bald dumm und blöds vor. Er nannte sich einen Esel und gab sich der Reihe nach alle Namen, die der Brunnen-Thade ihm vorher an den Kopf geworfen hatte.

Wenn der Teufel flüstert.

Daheim fand er die Mutter zitternd und jammernd. Sie hatte die Kinder um sich und betete mit ihnen für die armen Seelen. Lenz schämte sich und wollte in sein Zimmer hinauf. Da gab ihm die Mutter einen Brief, der heute für ihn gekommen war. Lenz ging hinauf, setzte sich auf's Bett, zündete die Kerze an und öffnete den Brief. Der Wind heulte und pfiff. Die Kerze flackerte. Lenz schaute auf die schönen klaren Schriftzüge und las:

Mein lieber Lenz!

Hier im Spital ist es sehr streng. Ich kann Dir nicht viel schreiben. Ich will Dir nur sagen, daß es mir immer noch so ist, wie ich Dir gesagt habe. Ich habe nur Dich lieb. Ich will auch mein Leben lang nie von dieser Liebe lassen. Gott helfe uns! Schreibe mir bald.

Die herzlichsten Grüße von Deinem
Brenili.

Lenz blieb lange so sitzen. Er spürte nicht die Kälte. Er hörte nicht das Poltern und Rumoren im Giebelzimmer, das gegen Mitternacht begann.

Der Brunnen-Thade auf der Aussichtsterrasse war bald das Tagesgespräch im Dorf. Wie viele Leute freuten sich, daß der alte Schimpfer einmal so recht von Herzen ausgelacht werden konnte. Aber die gleichen Leute und noch viele dazu, schimpften über den Griesli-Lenz. Es sei nicht recht, einen alten Mann so respektlos zu behandeln, nicht recht ihn auf die kalte zügige Veranda hinauszusperrn. Er hätte ja eine tödliche

Krankheit holen können. Vor allem aber schimpften alle darüber, daß der Lenz sich erlaubt hatte, so viel Geld zu vertrinken und zu vergeuden. Einige gingen noch weiter und sprachen davon, daß dem Griesli-Migi sein fürchterlicher Jähzorn im Lenz zum Ausbruch gekommen sei. Man habe ja immer gefürchtet, er schlage in diese Art ein. Jetzt sei es ganz gewiß, daß der Lenz auch so ein Tollwütiger sei oder werde. Man wisse schon, warum der auch immer ein Tanngriesli auf dem Hut trage, das sei ein Versteck für die Teufelshörndli.

Der Brunnen-Thade aber wurde nicht krank, nicht von der Wut und nicht von der Kälte. Er saß den ganzen Winter durch jeden Abend bei einem Möstli im Sternen, tauchte überall bei seinen Verwandten auf, saß da beim Zäbig und dort beim Znüni, räsonnierte, regierte und kritisierte. Im Frühling und Sommer war er sogar auf der Alp zu sehen. Gebückt ging er, der Thade, aber mit seinem zähen Trampeler-Schritt kam er doch überall durch.

Erst im Herbst legte ihn eine Erkältung ins Bett. Diesmal aber packte ihn eine scharfe Lungenentzündung. Brenili war eben aus dem Krankenkurs, der ein ganzes Jahr gedauert hatte, zurückgekommen. Raum heimgekehrt, mußte es zum alten Götti auf die Pflege gehen.

Brenili traf dort nicht etwa eine gute Ordnung und eine herzliche Aufnahme an. Die alte Haushälterin wollte alles allein regieren und nach ihrem Tramp machen. Die Medizinen der Aerzte und gar die Einspritzungen verdammt sie als böses Gift. Ueberschläge und Tee sei viel besser. Früher seien die Leute hundert Jahre alt geworden. Brenili achtete nicht viel auf die übellaulige Alte. Es war nett und freundlich mit ihr und ließ sie reden. Schlimmer waren die Fragen und Reden des Thade. Sobald ihm Fieber und Atemnot etwas Ruhe gönnten, fing er an: „Brenili, Du bist mein liebstes Gottentkind. Du weißt, daß ich Dir im Testament viele tausend Franken bares Geld vermacht habe. — — Letztes Jahr wollte ich das Testament ändern, wegen dem Griesli-Bub. Aber Du versprichst mir, daß das aus ist, und daß Du mit dem nie mehr

etwas hast.“ Brenili wich ihm aus. Immer wieder fing er davon an. Einmal mitten in der Nacht mußte ihm Brenili das Testament aus dem Sekretär holen und er wollte Tinte und Feder. Er wollte jetzt einen Nachsatz hineinschreiben. „Wann hast Du den Griesli-Bub zum letzten Mal gesehen?“ „Schon lange nicht mehr, über ein Jahr“, sagte Brenili lachend. „Du wirst ihn nie mehr anschauen, verstanden, das mußt Du mir versprechen.“ Brenili meinte, das müsse ihm jetzt keinen Kummer mehr machen. Aber

wenn sie einander auf einem schmalen Weg begegnen oder zum Beispiel unter der Kirchentüre, ob es dann den Lenz anschauen dürfe? Stundenlang konnte er fragen und bohren. Nach einigen Tagen aber wurden die Fieber heftiger. Der Arzt war sehr besorgt. Er verordnete ganz neue Einspritzungen, die pünktlich alle fünf Stunden erfolgen mußten. Wenn das nicht ganz exakt und pünktlich geschehe, könne er keine Verantwortung mehr

übernehmen. Thade war wirklich plötzlich viel schlimmer dran. Er fiel in Bewußtlosigkeit, phantasierte und kämpfte mit dem schweren Atem. Brenili fand Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Es war schon von der strengen Arbeit im Spital erschöpft und übermüdet, und nun noch die strenge Pflege.

In der Nacht saß es neben dem Bett, zum Umsinken müde. Es kämpfte gegen den Schlaf. Es mußte wach bleiben, den Puls kontrollieren. Bald war auch Zeit, die nächste Einspritzung zu geben. Von irgendwoher kam in das halbschlafende Köpfchen hinein der Gedanke: Ach, lasse doch diese Einspritzung aus! Leg Dich ein wenig hin. Er wird

das schon überhauen. Brenili sprang auf, ging hinaus und wusch sich das Gesicht. Aber solche Gedanken kamen bald wieder. Ist das so ein Unglück, wenn er es nicht überhaut? Er ist doch alt, der Götti. Und wenn er hört, daß der Lenz und ich auf einander warten, dann zerreißt er das Testament. Wenn ich jetzt einschlafe und nicht rechtzeitig erwache, dann bin ich nicht daran schuld. Brenili fuhr sich über das Gesicht, rieb sich die Augen und die Backen: „Was für böse Teufel flüstern mir da ins Ohr?“ Auf der einen

Seite vertrieben, kamen sie auf der andern Seite wieder herzu. Könntest dem Lenz alle Schulden bezahlen und eine Existenz gründen. Ach, was für eine Riesenfreude hätte der Lenz. Mußt wohl sonst warten, bis Du alt bist, kannst dann gleich eine alte Griesli-Frau werden. Probiers doch einmal, schlaf ein wenig, wenn Du dann noch rechtzeitig erwachst, kannst Du dich immer noch besinnen. Eine einzige Spritze weniger bringt ihn nicht



Ein liebes Urnerli
Photo Witzig

um. Und wenn Du's verschläfst, dann schläfst Du in deinen Himmel hinein, in dein Glück. Brenili schaute auf die Uhr. Es waren kaum ein paar Minuten vergangen. Brenili stand auf und ging auf leisen Sohlen hin und her. Der rote Schein des Nachtlichtes lag auf dem Heiligenbild und auf dem Kreuzifix in der Ecke. Brenili blieb dort stehen. Es schaute lange in das schmerzverzerrte Gesicht des Gefreuzigten: „Heiland, laß mich nicht Unrecht tun. Ich will auch Dir immer treu sein.“ Betend schritt es hin und her, bis die Zeit um war, da es pünktlich des Arztes Befehl ausführen konnte.

Neue Bretter auf altes Holz.

Lenz hatte im letzten Winter genug gefroren im Gspänsti oben. Auch die Mutter war krank gewesen und die Kinder hatten alle lange Zeit Husten und Fieber. Lenz kaufte Bretter und flikte so die halbverfaulten Wände. Wenn schon der Besitzer, der Hochmatt-Bauer, nichts ausbessern wollte. Lenz flikte auf eigene Kosten. Nun leuchteten auf einmal von dem brandschwarzen, sonnenverbrannten Häuschen helle Bretter. Das ärgerte die Heimatshühler im Tal. Und auch der Besuch, der diesen Herbst zu Lenz ins Gspänsti hinauf kam, ärgerte sich darüber.

Der Herr, der für drei Tage weither zu Besuch kam und mit dem Lenz in die Berge ging, war ein Architekt und war Offizier in der gleichen Kompagnie wie Lenz. Er hatte schon früher geschrieben und wollte den Lenz als Bergführer. Sie hatten noch keine zwei Sätze miteinander gesprochen, fing der Herr schon an zu schimpfen: „Aber, Lenz, was hast Du aus dem schönen alten Häuschen gemacht! Du bist ein Rohling, ein Vandal.“ Lenz verteidigte sich. Die Wände seien verfault. Drei Zoll lange Nägel seien ihm wie in einen Schwamm hinein geschlüpft; er hätte bald die Bretter innen und außen mit Schrauben zusammenhängen müssen. An einigen Orten hätte er fast gar mit der bloßen Faust durchfahren können. Der Architekt schaute das Gspänsti von allen Seiten genau an, wiegte den Kopf hin und her: „Diese Bauart ist uralte, das habe ich hierzuland noch nie gesehen. In Schweden und Norwegen gibts ähnliche Häuser, aber hier, das ist sicher das einzige.“ Aber schließlich, sie wollten ja in die Berge und früh aufbrechen. Sie packten die Säcke und stiegen bergan.

Am Abend, bevor der Architekt ins Tal, ins Hotel hinunter ging, blieben sie auf einem schönen Aussichtspunkt, nicht weit neben dem Gspänsti, sitzen. Vor ihnen stand ein altes Gädili mit einem Anbau. Lenz zeigte darauf: „Im letzten Winter wäre ich beinahe hieher umgezogen. Einmal wegen der Angst der Mutter und dann hätten wir in diesem Stall wohl besser Schutz vor Wind

und Schnee gehabt. Wenn ich nur ein paar tausend Franken gehabt hätte. Das Gädili ist zu verkaufen. Der Bauer, dem es gehört, braucht es nicht mehr, er hat schon lange ein Zugseil und unten eine große Scheune.“ Der Architekt schaute interessiert auf den alten Stall. „Du, Lenz, das ist ein prächtiger Grundriß; wenn die Mauern gut sind, da könnte man etwas ganz Hübsches und Praktisches aufbauen. Wo ist da Süden, just schön dem Tal zu. Also Sonne und Aussicht auf der selben Seite, der Berg im Norden, ideal. Hier die Wetterseite, dann der Anbau, schön geschützt.“ Er sprang auf und war in ein paar Sprüngen unten. Mit wenigen Griffen hatte er die Türe aufgemacht. Er untersuchte die Mauern, die Balkenlage, das Holz. Er maß mit Scheiten Länge und Breite und wurde immer mehr begeistert. Aus dem Rucksack holte er Papier und Bleistift und zeichnete mit wenigen Strichen die Mauern, den Brunnen und dann obendrauf ein Holzhaus mit Laube und breitem Giebel. „Siehst Du, da ist die Stube, die Kammer, hier die Küche, die Stiege und oben noch vier Zimmer, das ist ein Palast, das Wasser ist da, die Zufahrtsstraße ist nahe, die Aussicht allein ist zwanzigtausend Franken wert. Lenz, schau Dir Dein Haus an.“ Lachend hielt er ihm die flotte Zeichnung hin. Lachend nahm sie Lenz in die Hand und sagte: „Wunderbar, fehlt nur noch die Farbe, die Blumenstöcke und ein klein wenig Sackgeld, dann können wir einziehen!“ Der Architekt klopfte ihm auf die Schulter, auf das geflikte Hemd: „Nimm diesen Entwurf mit, kannst einmal darüber schlafen, und wenn Du es dann gebaut hast, dann komme ich mit meiner ganzen Familie zu Dir einen Sommer lang in die Ferien. Behüt Dich Gott, morgen um vier Uhr am Drahtseil!“ Dann ging der städtische Freund die Matte hinunter, dem Tal zu.

Lenz schaute lange auf das schmuße Berghaus auf dem Papier, das so märchenhaft schnell entstanden war und ging dann sinend ins Gspänsti hinüber. Merkwürdig, dachte er für sich, merkwürdig und eigenartig. Schon wieder wird mir ein Glück vorgemalt, so greifbar, wie wenn es möglich wäre. Einmal kam Brenili so. Und jetzt wie-

der der Hauptmann. Und wenn ich darnach greifen will, ist alles wie Luft und verflogen. Er kam heim, trat in die Küche, da sah er den kleinen Toni, der im Küchenkasten begierig nach Brot suchte. Aber es war kein Bissen, keine Rinde mehr da.

Lenz heftete lachend die Zeichnung des Architekten an seine Zimmerwand.

Wer das Recht hat soll gewinnen.

Am andern Morgen stiegen die beiden Freunde in die Berge hinauf, blieben oben

Schönheitsgefühl, aus der Tradition heraus gebaut. Die bestehenden Holzbauten wieder um etwas verbessert, in ihrer Art verschönert. Aber sie sind in der gesunden Linie geblieben. Jedes dieser Häuser sitzt wie aus dem Boden gewachsen in dem schönen Tal drin. Sie haben früher auch praktisch und bequem und sparsam gebaut, aber sie haben nicht nur praktisch, bequem und sparsam gebaut, sie haben für ein schönes Haus Sinn gehabt. Von diesen Leuten muß man lernen. Die haben wohl gewußt, daß ein



Bedentrieb nach einem alten Stich

in der Berghütte übernacht. Am dritten Abend vor der Heimreise saßen sie wieder bei dem Gädili. „Lenz, das solltest Du unbedingt kaufen. Das ist ja geradezu ein idealer Punkt. Aber Du darfst nicht so ein Ristli drauffsetzen. Darfst auch nicht ein modernes Campsiroß auf die alten Mauern legen. Diese eigenwillige, herrliche Landschaft hat ihren eigenen Charakter und die hier aufgewachsenen Leute haben das früher erlebt und erfasst. Sie haben nicht Häuser gebaut, die ebensogut in Amerika oder Zürich stehen könnten. Sie haben aus den Wetter- und Wintererfahrungen, aus ihrem eigenen

solides, gutes Haus, das dazu noch schön ist, mehr Wert hat und viel länger seinen Wert behält. Siehst Du, das ist klug. Ich meine nicht schön, wie es jetzt gerade die Mode und der augenblickliche Geschmack vorschreibt. Nein, ich meine schön, wie es hier dem Land gut ansteht.“ Dann zeigte der Architekt auf die schönen Häuser, die verstreut über die Wiesen und Hänge zu sehen waren. „Hier mußt Du Dir einmal die Muster nehmen. Behüt Dich Gott, Lenz! Ich schreibe Dir wieder, wenn ich für einen Tag oder drei in die Berge kommen kann.“ Er bot ihm die Hand: „Und da ist noch Dein Führerlohn.“

Lenz dankte und staunte und war ganz gerührt. Das war der größte Taglohn, den er je verdient hatte.

Wie war eigentlich diese ungleiche Freundschaft zwischen dem Architekten und dem Lenz entstanden? Das war damals im Militärdienst gewesen. Die Truppen waren tage- und nächtelang über Pässe und Ebenen marschiert, hatten im neuen Ort kein richtiges Quartier gefunden. Die Offiziere waren nervös und die Soldaten schlampig geworden. Bei solchen Gelegenheiten brauchte es nicht viel, nur eine schwache Zündung und schon spuckte der Widerstand in allen Köpfen. Man führte die Befehle aus, aber etwas lahm, etwas verbogen, ein wenig zu spät. Die Kommandos wurden schärfer, spitziger. Halbblautes und deutliches Schimpfen tauchte überall auf. Jrgendwo hörte man ein kommunistisches Lied. Die Gegensätze spitzten sich zu. Vorgesetzte und Soldaten verstanden sich nicht mehr. Auf dem Strohlager wurden Uebertreibungen ausgeteilt und Parolen ausgegeben. Und einmal kam es dann zum Bruch. Der Major versammelte dann das Bataillon und donnerte die Leute an, verlas einen Befehl über Strafen und Militärgericht. Er hatte alle flotten Leistungen der Truppe vergessen und alle Fehler vergrößert dargestellt. Er drohte und schloß seine scharfe Rede mit den Worten: „Wenn einer von Euch etwas zu sagen hat, dann soll er jetzt vortreten und sich melden.“ Eilige Ruhe, lauter finstere verbissene Gesichter. Da rief der Griesli-Lenz: „Herr Major!“ und meldete sich. Er trat ruhig vor die vielen hundert Mann und vor die Offiziere und sprach: „Herr Major, ich will etwas dazu sagen. Ich bin der Meinung, die guten und zuverlässigen Soldaten werden nicht im Loch erzogen, sie werden nicht mit Umeinanderjagen und Blagen gebildet. Die guten Soldaten kommen aus dem Haus. Die Mehrheit von allen, die hier stehen, sind gute Soldaten, das haben wir bewiesen, das haben Sie uns schon oft gesagt. Aber man soll uns nicht unrecht den Meister zeigen. Auch im Dienst soll nicht immer der Höhere gewinnen. Wer das Recht hat, soll gewinnen.“ Nach diesen mutigen Worten fand der Major wieder den richtigen Ton.

Die Truppe war wieder einig und zu jedem Einsatz bereit.

Diese Stunde hat dem Lenz die Freundschaft mit dem Hauptmann gebracht.

Wie die fremden Herren langsam still wurden.

Der Besuch der Freunde brachte aber noch andere Herren in das Gspänsti hinauf. Der Architekt hatte in der Stadt von der seltenen Bauart des alten Häuschens erzählt. Nun interessierte sich eine eidgenössische Kommission dafür und kam eines nachmittags dahergereist. Die drei Herren stiegen püsternd und gestikulierend den Rainweg hinauf. Ihre feinen Halbschuhe waren nicht besonders geeignet für den feuchten Dreck. Der Größte von ihnen, der magere, lange mit dem Zwickel und dem Strohhut war bereits umgefallen und auf einer Seite vom Knie bis zum Schulterblatt braun und naß. Sie kamen in die Stube hinein und schimpften. Mindestens zwei sprachen immer zur gleichen Zeit. Die Mutter war mit ihrer Näharbeit beschäftigt. Auf dem alten Kanapee lagen eine ganze Beige Socken und Strümpfe mit und ohne größere und kleinere Löcher. Unter dem schiefen Ofen standen ebenso verzierte Schuhe aller Größen. An der Wand hingen Bilder mit zerbrochenem Glas, ein halbzerzerrter Kalender, Hemden und der Karabiner. Der Lange hatte bereits seinen Strohhut und auch die Glaze an dem Deckenbalken heftig angeschlagen. Aber all dies brachte ihren Redestrom nicht zum Stillstand. Sie sprachen von Todsünden und von himmelschreiendem Verbrechen, weil das wunderschöne Häuschen außen so fürchterlich mit neuen Brettern vernagelt sei. Der dicke Herr mit dem Bockbärtchen und der schweren Uhrkette beugte sich über den Tisch zur Mutter hinüber, fuchtelte mit den Händen wie ein Jude und sagte: „Sie wissen nicht, was das für ein Schmuckkästchen ist. Diesen Haustyp haben wir nur mehr in alten Holzschnitten, in den Archiven vorhanden. Und hier ist das einzige Exemplar und sie verhandeln es auf diese rohe Art. Ich werde eine Eingabe an den Bundesrat machen, das Haus muß re-

noviert und unter Bundesschutz gestellt werden, dafür werde ich sorgen. Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß der Fingerhut und die Hosenkнопfe hoch in die Luft sprangen und auf den Boden fielen. Dann gingen die Herren mit gezücktem Bleistift und messend um das Häuschen herum. Nachher mußte die Mutter mit ihnen in alle Kammern hinauf steigen. Sie wollten die Konstruktion bis zum obersten Balken aufzeichnen. Vor dem Giebelzimmer machte die Mutter halt. „Hier kann man nicht hinein.“ Aber die Herren ließen sich nicht abweisen. Hier unter dem Dach sei gerade das Wichtigste, das Interessanteste, wahrscheinlich eine vollständig verloren gegangene Konstruktion.

Die Mutter wurde nach und nach so eingeschüchtert, daß sie auch hier öffnete, trotz ihrer großen Angst. Sie traten in eine große, vom Rauch geschwärzte, leere Kammer. Drei Kreuze waren in die Balken geschnitten. Die Herren fragten, was das zu bedeuten habe. „Das hat der Lenz gemacht, nach einer schweren Sturmnacht, aber es hat auch nichts genützt.“ Solche Andeutungen stachelten die Neugierde der Herren. Schließlich interessierten sich die Herren mehr um die Spuckgeschichte als um die Konstruktion. Es kam so weit, daß alle drei in der Stube saßen und der Mutter zuhörten, die ihnen von der alten Geschichte erzählte: „Vor hundert und hundert Jahren muß hier ein reicher Bauer geessen haben, ein wilder, unbändiger Kraftmensch, der lange Zeit in fernen Ländern gelebt hatte. Er kam zurück in seine Heimat, brachte einen dunkelhäutigen Knecht und zwei fremdartige Mägde mit und lebte hier abgeschieden. Drüben im Turmhaus, das schon vor langer Zeit ab-

gerissen worden ist, soll damals ein reicher Herr gewohnt haben. Die beiden waren vielleicht schon im Ausland irgendwo und irgendwie zusammengeraten, sie lagen seit Jahren in heftigem Streit. Ob Viehmarkt oder Landsgemeinde, bei jeder Gelegenheit kam Haß und Rache dieser beiden zur Geltung. Die Talleute fürchteten lange, es könnte ein böses Unglück daraus entstehen. Und wirklich, an einem Sonntag ging die Klage durch das Land: dem Herr im Turmhaus sei die jüngste, die schöne, kaum zwanzigjährige Tochter verschwunden. —

Ein gutes Mädchen, lieb mit den Armen und wohlthätig. Das ganze Tal geriet in Aufregung. Leute meldeten sich freiwillig beim Turmherr. Die Regierung und das Gericht wurden aufgeboten. Nirgends fand man eine Spur. Nur eine Kräuterafrau wollte hier in der Nähe des Mädchens Stimme gehört haben, fürchterlich weinen und schreien. Die hohe Gewalt ließ das Haus hier auf dem Hochegg umstel-



Die Herren fragten, was diese Kreuze zu bedeuten haben

len, wollte den Mann vor Gericht nehmen. Aber in der Sturmnacht vorher, da kein Mensch sich in den entfehligen Wind und Schneeriesel hinaus wagte, muß er, so erzählte man früher, das Mädchen umgebracht, in einem Sack über den Berg getragen und im enneren Tal in den wilden Bach versenkt haben. Er wurde dann doch gefangen. Blieb lange eingesperrt. Aber niemand konnte ihm Genaueres beweisen. Nach seinem Tod aber, in einer bösen Sturmnacht, sind die zurückgebliebenen Leute aus diesem Haus geflohen. Lange blieb es leer stehen. Arme Leute haben dann darin gewohnt. Das Häuschen ist in den vielen, vielen Jahrzehnten verfallen. Aber heute noch, wenn der kalte Föhn über das Hochegg fällt,

kommt der Geist des Mörders und poltert und wütet im Giebelzimmer. Dann hören wir die Schreie aus Todesangst. Ihr Herren, ich sage Euch, wenn es jetzt gegen Mitternacht zuinge und der Winterwind durch die Wände hindurch unsere Kerze auf dem Tisch ausblasen würde. Weiß der Herrgott, Ihr würdet nicht mehr lange in dem Häuschen sitzen, das Ihr so gerühmt habt.“

Die Kommission verabschiedete sich bedeutend schweigsamer und ruhiger, als sie gekommen. Das Gspänsti wurde nicht renoviert und auch nicht unter Bundeschutz gestellt. Aber im ganzen Tal wurde von diesem Besuch der Kommission von Bern gesprochen. Das Gspänsti kam wieder in der Leute Mund, die alte Sage wurde wieder überall erzählt. Sogar an der Nelsplerfilbi wurde auf dem Dorfplatz davon berichtet, daß die armen Leute hierzuland in den wertvollsten Häusern sitzen. Und der Hohegg-Bauer verlangte ab Martini mehr Zins vom Lenz.

Mitten im Tanz und Dulidulidu . . .

Brenili war nicht mehr viel daheim auf dem Hinterbühl. Nachdem es den Brunnen-Thade gesund gepflegt hatte, war es kaum eine Woche zuhause. Da bat man so dringlich, es möge doch auch um Gottes Willen zu dem kranken Kind ins Hintereggli kommen. Von dort rief man das Brenili zu einem schweren Patienten ins Dorf. Das gute Mädchen konnte nicht nein sagen. Es blieb zwischen zwei Pflegen wohl selten eine Woche zu Hause. Jedesmal war die Not so groß und nirgends jemand zu bekommen, daß auch die Eltern dazu ja-sagen mußten. Die Mutter im Hinterbühl freute sich ehrlich, daß ihr Brenili als Pflegerin so geschätzt und begehrt war, und daß es dabei so vielen Leuten helfen und beistehen konnte.

Brenili ging gerne auf Pflege. Es war lieber in einem armen Hüttli als im schönen Haus daheim. Elsi war seit seiner langen Abwesenheit noch kälter und hochmütiger geworden. Seitdem sein Schatz mit einem Auto auf den Markt in die Stadt fuhr und zum Riltan kam, wußte es nicht mehr, wie hoch es seine Frisur tragen sollte. Der Vater war zwar lieb und freundlich mit ihm. Er hatte

auch oft gesagt, wie sehr er unter der Langeszeit gelitten habe. Aber wenn er im Gespräch mit der Hand über seine schlecht vernarbte Schramme am Kinn fuhr, wurden seine Züge wieder finster.

Der neue Beruf brachte dem Brenili viel Befriedigung und manche stille, innere Freude. Er brachte ihm aber auch das, was sein Herz am meisten ersehnte und so bitter notwendig brauchte, dann und wann ein paar Augenblicke Zusammensein mit dem Lenz. Wenn es in seine Arme fliehen konnte, dann war ihm, als ob es in den Himmel hinein fliege. Ob so ein Zusammensein im raschelnenden Herbstwald oder im verschneiten Wald war. Zeit und Ort, Nässe und Kälte verloren sich, wenn es seine Nähe spürte und seinen Worten zuhörte. Lenz sagte einmal zu ihm: „Brenili, ich kann Dir nichts bieten, ich kann Dir keine Geschenke machen, kann Dir keine glückliche Zukunft versprechen, kann Dir kein Heim anbieten, nicht einmal ein Dach für unser Zusammensein. Aber das kann ich Dir sagen, so wie ich Dich gern habe, so wie ich nur Dich gern habe, so wird Dich nie im Leben jemand lieben.“ „Ich hoffe es, und weiß es, Lenz“, flüsterte Brenili und schmiegte sich ganz eng an ihn. Und einmal da er nach tausend Möglichkeiten und märchenhaften Ausichten gefahndet hatte: sagte er: „Oh, wenn ich könnte, ich würde Dir ein Häuschen bauen, weitab von den Menschen, ganz nach Deinem Willen, und einen Garten mit Blumen, Du könntest in der Sonne sitzen, und, und — —.“ Brenili verschloß ihm den Mund: „Daß das Lenz, mir ist das so wenig wichtig. Wir wissen beide nicht, was Gott mit unserer Liebe vorhat. Lassen wir ihm das Geheimnis. Ich bin zufrieden, daß er mir Dich geschickt hat, daß wir einander treu sind und uns so lieb haben. Wenn ich bei Dir bin, dann vergesse ich die ganze Zukunft und alles was Vergangen ist.“ Und Lenz vergaß es dann auch.

Während der Fastnacht war Lenz nirgends zu sehen. Brenili pflegte eine arme Frau, die in einem weitabgelegenen Häuschen lag und deren viele Kinder ihr und ihm fast keine Ruhe ließen. Aber Elsi ging, oder besser gesagt fuhr mit seinem Schatz zum Tanz ins Dorf. Wenn es hochaufgerichtet

wie ein Dragoner, im schillernden Kleidchen, wie eine Märchenfee, mit einem Gesicht wie eine beleidigte Hofdame, mit dem reichen Bauernsohne am Arm in die Tanzdiele hinaus schritt, dann schauten die Leute auf. Es kassierte die staunenden Blicke ohne Lächeln. Es merkte nicht, wie die verschmähten Burschen tuschelten, hörte nicht, wie sie seinen Uebernamen den Wänden nach weitergaben.

Dulidulidu macht s'Marinett, brummbah, brummbah, brummbah die Baßgeige,

wieder gießt er von dem schweren Wein in seinen roten Kopf hinein. Bärbeißig kritisiert er die Spieler. Ja, er wird so übermütig und breitspurig, er will seine alten Beine noch zum Tanze zwingen. Da sollen sie nur schauen, die faulen Buben, die zimperlichen Mädchen, was für ein Kerl er ist. Er holt sich ein blutjunges Ding, ein feddes Bauernkind mit stämmigen Armen und feurigen Blicken zum Tanz. Er geht mit ihm zwischen den Tischen durch, wie ein Landammann zwischen den Weibern. Er freut



Kartoffelacherlein auf einem Granitblock der Göschener Alp

Handorgel und Trompete, Getrampel und Jauchzen, Staub und Hitze, Schwitzen und Lachen, Zutrinken und Plagieren, alles zur gleichen Zeit, alles im gleichen Saal. Fahnentücher und Girlanden hängen von der Decke in den Tabakqualm hinein. Erhitzte Gesichter kommen vom Tanz.

Auch der Brunnen-Thade ist da. Er will den Dorfleuten und Bauern zeigen, was für ein Kerl er ist. Vor Monaten todgesagt und aufgegeben. Nun sitzt er bei den Fassern mitten im Trubel und Gewoge. Immer

sich, daß die Leute große Augen machen. Vorsichtig setzt er zum Walzer an, wie ein Fähnrich streckt er die Hand in die Höhe. Das Mädchen nimmt ihn rassig mit und lacht ihm eine ganze Tonleiter ins Ohr. Dann wirbelt es wie toll ringsum. Es will ihm die Tanzlust im ersten Mal abstellen. Sie puffen und stoßen und verschwinden im dicht gedrängten Knäuel.

Aber was ist das? Die Paare stocken. Die Trompete setzt aus. Ein Schrei, ein Rufen, es bildet sich ein Kreis in der Mitte.

Dulidulidu — — und aus ist die Musik mitten im Tanz. Der Brunnen-Thade liegt am Boden. Die Jungen wollen davon, die Alten drängen herzu. Aus dem dichten Gedränge hört man nach dem Arzt rufen, nach dem Pfarrer. Der Wirt kommt aus der Küche gerannt, drückt sich in die Leute, bahnt sich einen Weg, ruft: „Dem Doktor telefonieren!“ Der Handörgeler packt sein Instrument ein. Die Leute schauen sich verlegen an. Da und dort greift einer nach dem Hut, führt seine Frau hinaus an die Luft. Sie tragen den Thade, dessen Gesicht plötzlich so grau und gelb geworden, in ein Zimmer hinauf. Dort kommt zuerst der Pfarrer und dann der Arzt zu spät.

Lange vor Mitternacht ist der Saal leer. Halbgeleerte Gläser, halbgerauchte Stumpen bleiben auf den Tischen. Kellnerinnen räumen auf. Die Girlanden schaukeln im Luftzug der geöffneten Fenster.

So ein Osterneft.

Noch war der Waldboden vom jüngst da gelegenen Schnee durchtränkt. Nur die obenauf liegenden Buchenblätter kringelten sich in der Sonnenwärme. Da und dort gafften zarte Blaublümchen aus dem Laub. An den Zweigen zeigte sich das helle Grün der neuen Blätter.

In der Holzhütte ennet dem Wasserfall kamen Lenz und Brenili am Sonntag zusammen. Er hatte von Brenili schon Anfangs der Woche einen Brief bekommen und hatte bei der Muttergottesstanne die Antwort unter den Stein gelegt. Während der Wartezeit hatte Lenz die alte Rindenhütte ringsum mit frischem Tannengries geschmückt und auch einen Sitzplatz für das Brenili zurechtgemacht. Brenili hatte ein Päckchen mitgebracht, das es mit großer Sorgfalt unter dem Arm behielt, auch während der freudigen und stürmischen Begrüßung. Lenz wollte wissen, ob es ein Zabig mitgenommen, oder was da in dem fest verschnürten Papier enthalten sei. „Rat einmal“, sagte Brenili, „rat nur, Du wirst es nie finden.“ Lenz zählte alles auf, was irgendwie so groß sein konnte, Wurst und Brot und Guggelibein, ein Buch, ein Hemd.

Brenili schüttelte lachend den Kopf: „Du wirst es nie erraten.“ Er wollte es in die Hand nehmen, abtasten und wägen. Brenili gab es ihm nicht. Er begann von Neuem zu raten. Immer falsch. „Rate weiter, es ist für Dich.“ Lenz studierte und wollte es ihm entreißen. Aber Brenili war flinker. Auf einmal wurde Brenili ganz ernst und feierlich. Jetzt mußt Du vor die Hütte hinausgehen, mußt um die ganze Hütte herumgehen und horchen und Ausschau halten, ob niemand kommt. Und wenn Du ganz sicher bist, ganz sicher, dann kannst wieder hereinkommen, dann zeige ich es Dir. Lenz wollte nicht gehen; hier komme doch wochenlang kein Mensch daher, erst recht nicht an einem Sonntag. Aber er gehorchte. Brenili hörte ihn ringsum gehen, hinauf und hinunter. Es legte das Päckchen auf seine Schürze, öffnete die Schnur und das Papier und deckte alles wieder mit den Schürzenzipfeln zu. Lenz kam herein. „Rat noch einmal!“ „Einen Lebkuchen“, sagte Lenz. „Beinahe“, lachte Brenili und hielt die Schürze offen hin, „nimm, Lenz, nimm so viel Du willst.“ Lenz blieb erstarrt stehen, so steif wie eine heilige Brunnenfigur und stierte in die Schürze hinein: „Geld?“ sagte er endlich und rührte sich nicht, Geld, so viel Geld!“ „Nimm, nimm, Lenz, das habe ich Dir gebracht.“ Brenili drehte sich um und leerte alles auf seinen grünen Sitzplatz aus, „komm, schau, so komm doch!“ Da lagen Hunderternoten, Tausendernoten, Gölten und Wertschriften ein ganzes Häufchen hübsch eingerahmt von jungen Tannengriesästchen. Lenz konnte sich nicht erholen. Da waren Geldsorten, die er noch nie gesehen hatte. Brenili legte beide Arme um den Hals des verblüfft Dastehenden, kam mit seinem Mund ganz nahe an sein Ohr und raunte ihm zu: „Lenz, das habe ich Dir gebracht, und jetzt mußt Du mir schön gehorchen und alles tun, was ich mir ausgedacht habe.“

Brenili und Lenz ließen das viele Geld im grünen Osterneft liegen, setzten sich zusammen auf den kleinen Tisch und nun entwickelte Brenili seinen Plan. „Du hast mir doch erst kürzlich wieder gesagt, daß der schöne Wald vom Tobel bis zu den hohen Flüssen zu kaufen sei, weil die drei Brüder,

denen der Wald gehört, Streit haben. Jetzt gehst Du hin, kaufst den Wald, nimmst eigene Holzer an und machst Dich selbständig. So kannst Du Holzhändler werden und wir können heiraten.“ Lenz blieb stumm. Brenili fuhr ihm mit der Hand über das Gesicht: „Mach doch nicht solche Runzeln, Lenz, freu' Dich doch! Gott hat unserer Liebe geholfen. Der Onkel Thade hat doch gehalten, was er mir immer versprochen hat; er hat sein Testament doch nicht zerrissen, wie er immer

viel Vertrauen zu mir, hast Du mich so lieb, Brenili?“

In diesen kurzen Stunden in der alten Holzerhütte hat ihnen das Leben an Glück zurückgegeben, was sie so unendlich lange entbehrt und so weh gelitten hatten.

Wie Brenilis Kleider naß und trocken werden.

Nicht nur im Hinterbühl, überall im Dorf und im ganzen Tal wurde die Mel-



Die historisch bedeutungsvolle und auffallend eigenartige Brücke über den Inn, die das Bündnerland mit dem Tirol verbindet, wurde ein Raub der Flammen

drohte; jetzt nimm und schau, daß Dir nicht ein anderer den Wald wegschnappt.“ „Himmel, das ist der schönste schlagreife Wald, den ich kenne, aber das geht doch nicht. Ich kann doch von Dir nicht Geld annehmen, Brenili, das wäre ungut.“ Aber Brenili lachte nur: „Siehst Du, das ist dann nicht mehr Dein Geld, ist auch nicht mehr mein Geld, es ist und bleibt einfach unser Geld, Lenz.“ Er wehrte sich lange, nicht aber gegen die lieben Küsse und Zärtlichkeiten, auch nicht gegen die herrlichen Zukunftspläne, die nun plötzlich so wunderbar und in die Nähe gerückt kamen. „Hast Du so

duna im Amtsblatt, der Griesli-Lenz habe den Tobel-Wald gekauft, mit Staunen und mit Aufregung diskutiert. Der Familie im Gspänsti wurden wieder alle bösen Namen angehängt, Hungerleider und Schuldenpack. Aber doch konnte niemand mehr richtige Forderungen vorweisen. Noch einmal durch-eilte eine solche aufreizende Nachricht das Tal. Der Griesli-Lenz habe das Gädili und ein Stück Rain dazu gekauft. Die Hochmatt-Bäuerin kam mit dem noch fast nassen Amtsblatt ins Gspänsti hinüber zur Mutter und stellte sie zur Rede. „Unserem stellt man nicht ein einziges Mal eine Tasse Kaffee

auf und hat hinterrücks so heimlichseß Geld wie Heu.“ Die Mutter erschrak fürchterlich. Sie hatte doch schon so lange Nächte durchgewacht und gesorgt, weil der Lenz ohne jede Vernunft sich in solche Unternehmungen einlasse. Sie wisse nicht Bescheid. Der Architekt aus der Stadt sei wieder dagewesen, fast eine ganze Woche lang, jeden Tag. Und seitdem habe der Lenz solche unglückliche Ideen im Kopf. Die Bäuerin fragte und bohrte, wollte noch mehr erfahren, aber doch hatte sie es wieder eilig, heimzugehen und zu erzählen, daß der fremde Offizier dahinterstecke und der Lenz nur der Strohmann sei.

Die Tatsache aber, daß Lenz mit vielen Leuten im Tobel-Wald auf eigene Rechnung Holz schlug und daß er das schönste Bauholz auf die Seite schaffte, diese Tatsache war nicht mehr zu übersehen. Auch über die fremden Lastwagen staunten die Leute, die aus dem Tobel-Wald immer wieder große Fuhren Hochstämme brachten und damit ins offene Land hinausfuhren. Den Lenz konnte man nicht gut selber fragen; man sah ihn nie im Dorf, man hätte schon direkt zu ihm ins Gspänsti hinauf oder gar zu oberst in seinen Wald hinauf gehen müssen.

Die Mutter hatte nicht gelogen. Der Architekt war dagewesen. Er war daran schuld, daß Lenz den alten Gaden gekauft hatte. Er war der Mann, der die Hochstämme mit den Lastwagen im Tobel-Wald abholen ließ. Er hatte dem Lenz Geld gegeben für den Kauf am Rain und ließ sich nun mit dem feinzährigen Bergholz bezahlen. Aber seine Pläne gingen noch weiter. Das neue Haus auf den alten Mauern hatte ihm in der Stadt bei der Arbeit keine Ruhe mehr gelassen. Er wollte sich ein Ferienhaus bauen in dieser Gegend. Aber von seinen vielen reichen Bekannten her wußte er, daß solche Häuser in den Bergen oder am See, wenn sie fast zehn Monate im Jahr unbewohnt waren, allen Gefahren ausgesetzt sind. Auf den Lenz, das wußte er, konnte er sich verlassen. Wenn er für den Lenz baute und er einige Zimmer für sich behielt. Oder wenn der Lenz nach seinen Wünschen bauen würde und er ihm für die Ferienzeit einen netten Jahreszins vertraglich zusicherte. Die Mauern waren vorhanden, das Holz konnte

der Lenz aus dem eigenen Wald nehmen. So weit gingen die Pläne. Die Mutter wußte davon, und fürchtete sich davor. Jetzt, da endlich die drückenden Schulden mühsam abbezahlt waren, jetzt, da die Kinder schon bald verdienen konnten. Ausgerechnet jetzt, mußte Lenz solche gefährliche Abenteuer unternehmen. Wenn aber in bösen Stürmnächten wieder die Spuk-Angst auf ihr Herz zukam, dann freute sie sich geradezu übermütig an dem Gedanken, einmal in ein anderes Häuschen einziehen zu können.

Nein, die Mutter mußte man nicht ausfragen. Sie konnte so vorsichtig Antworten geben wie ein Advokat. Und schweigen konnte sie, wie eine zehnfach verschlossene Truhe. Sie sagte auch kein einziges Sterbenswörtchen davon, daß einmal das Brenili vom Hinterbühl da, bei ihr in der Stube gegessen war. In ihren eigenen alten Kleidern da, auf dem Stuhl gegessen hatte. An einem Sonntag gegen Abend vor wenigen Wochen. Und wie sie dahergekommen waren, der Lenz und das Brenili. Ja, das war eine eigene, interessante Geschichte, die sich zu erzählen schon lohnt: Gehen die Beiden am Sonntag seelenvergnügt in den Wald. Lenz sagt immer in Deinen Wald und Brenili sagt auch in Deinen Wald und sie einigen sich dann darauf, unseren Wald zu sagen. Jede schlanke Tanne, jedes kunstgerecht geschlagene Holzerkreuz im Strunk muß natürlich bewundert werden. Sie verspäten sich bei dem Geplauder und Gezwitzcher und entdecken erst zur Zeit, da Brenili hätte zuhause sein sollen, daß es auf den Abend zugeht. Brenili erschrickt und ist untröstlich. Lenz weiß eine Abkürzung, die eine halbe Stunde Weg erspart. Nur müssen sie dabei über den Wasserfall-Bach ohne Brücke hinüber. Natürlich läßt der Lenz nicht zu, daß sein Brenili sich die Schuhe naß machen könnte. Er nimmt es auf die Arme und es hängt sich ihm nicht ungern an den Hals. So trägt er es von Stein zu Stein über den wildschäumenden Bach. Ein Stein dreht sich unter seinem Schuh, er will springen, gleitet aus und fällt mit samt dem Brenili in das große Wasserloch. Bis er sich selbst wieder aufgerichtet hat, ist Brenili vollends untergetaucht. Er kann es nur als flotschnasse

Maus herausziehen. Was nun? So kann Brenili nicht heimgehen oder an bekannten Leuten vorbei. Lenz nimmt sein Brenili bei der Hand und geht mit ihm unter den hohen Flügen durch, den schmalen Weg heim ins Gspänsti.

Wie sie auf das Haus zugehen, hüllt sie der Abendnebel ein. So kommt er mit Brenili zum ersten Mal zur Mutter. Was die für Augen macht. Die Haare hangen dem Mädchen naß in die Stirne, das Nieder klebt an seiner Brust, die Schuhe flotschen.

Was werden da in der großen Aufregung für Vorschläge gemacht. Ins Bett legen, Wärmeflaschen, Wolldecken, Teetrinken, Schnaps. Aber Brenili bittet die Mutter lachend, sie solle ihm etwas von ihren Sachen zum Anziehen geben, es wolle dann seine Kleider schon selbst trocknen, und davon läßt es nicht ab. — Lenz schneidet Späne, zündet Feuer an im Herd. Die Mutter rüstet das Bügeleisen und macht hastig überall Ordnung, die Kinder gaffen und lutschen am Finger. Bald hängen Hemd

und Unterwäsche, Rock und Nieder über dem Herd und Brenili sitzt am Tisch in Mutters schönstem Kleid. Wie eigenartig kommt das dem Lenz vor. Brenili sieht aus, wie eine Frau. In Kleidern, die er hier in der Stube immer gesehen hat. Und doch ist es das Brenili. Jetzt steht es noch auf, bläst die Glut an im Bügeleisen, legt eine Decke auf den Tisch und fängt an seine Wäsche zu bügeln. Zischend steigt der Dampf auf. Hurtig gleitet das Eisen über das Linnen. Lenz findet kaum Worte zu diesem schönen Bild. Die Mutter richtet Tee und ein Abendbrot. Sie sitzen zusammen am Tisch. Aus der Küche

kommt der Rauch und der Geruch von nassem Zeug. Brenilis Füße stecken in des Vaters Holzschuhe. Mit diesen poltert es über den rauhen Boden, wie wenn es schon immer hier ein- und ausgegangen wäre. „Warum bist Du so schweigsam, Lenz?“ fragt Brenili. Er geht zu ihm hin, er will es vor den Kindern nicht sagen: „Weil ich so glücklich bin.“

Wie der Vater tobt...

Nach dieser Zeit, bekam der Lenz einen Brief vom Brenili. Er solle am Mittwochabend nach dem Nachteffen ins Hinterbühl zum Vater kommen. Es habe sich etwas Furchtbares ereignet. Lenz konnte nicht so lange geduldig warten. Er wollte nicht eine weitere Nacht im Unwissen leben. Er ging schon am Abend vorher zur Muttergottestanne ob dem Hinterbühl und steckte dort eine brennende Kerze auf. Dieses Zeichen hatte doch Brenili immer von seinem Zimmer aus gesehen. Aber er wartete vergebens. Noch eine Nacht und ein

langer Tag ohne eine andere Nachricht, ohne ein Zeichen, was denn vorgefallen sei. War Brenili verunglückt und halbtot im Bett oder im Spital? Lenz war seit seiner „Uifestiigete“ nie mehr im Hinterbühl gewesen. Und nun plötzlich diese Einladung zum Vater zu kommen.

Lenz ging am Mittwoch schon früh von der Arbeit heim. Er zog sein bestes Gewand an, seinen schönsten Hut. Aber er steckte nur ein ganz kleines Griesli darauf, das kaum unter dem Hutband hervorschaute.

Mit klopfendem Herzen kam er auf das Haus zu. Die schwere Türe mit den vielen



So trägt er es von Stein zu Stein

schmiedeeisernen Nägeln stand weit offen. Er klopfte an der Stubentüre. „Herein!“ Hinter dem Tisch saß der Vater ganz allein. Lenz sah den Ernst in seinem Gesicht, sah auch die Schramme am Kinn, die röter war als die bleiche Haut. „Guten Abend, Herr Gemeinderat!“ sagte Lenz und blieb stehen. Der Vater zeigte ihm mit einer kurzen Handbewegung, wo er sich an den Tisch setzen solle und eröffnete ihm in knappen Worten, daß seine Tochter das Geld aus dem Erbe des Onkel Thade nicht, wie er befohlen habe, auf der Bank angelegt, sondern, wie er eben höre, ohne sein Wissen ihm zu Spekulationszwecken ausgehändigt habe. Er habe mit seiner Tochter gesprochen. Sie habe alles eingestanden. Sie sei volljährig und könne über ihr eigenes Vermögen nach eigenem Willen verfügen, so stehe es im Gesetz. Er als Vater aber, fühle sich verantwortlich dafür, daß seine Tochter nicht leichtsinnig mit solchen Vermögenswerten umgehe. Ob er, der Lenz zugebe, daß er das Brenili zu diesen Spekulationen verlockt habe. Lenz gab zu, das Geld für den Waldkauf angenommen zu haben, verschwieg aber, daß er erst auf das heftige Drängen Brenilis zu diesem Unternehmen einverstanden war. „So“, sagte der Vater trocken, „das ist aber nicht alles. Entfernte Verwandte, die auswärts wohnen, haben das Testament angefochten. Das Gericht hat nun verlangt, daß bis zum Urteil die umstrittene Erbsumme mit Franken und Baken und jede Gült hinterlegt wird.“ Dem Lenz fuhr es wie ein Blitz durch den Kopf und in die Brust hinab. Er blieb regungslos sitzen und starrte auf die Tischplatte. „Was sagst Du jetzt dazu?“ fragte der Vater hinter dem Tisch. Lenz blieb stumm. „Red jetzt, Du hast wohl auch schön reden können, bis Du das Geld gehabt hast.“ Lenz fühlte ein heftiges Würgen in der Kehle. Die Versuchung stieg in ihm hoch, alles der Wahrheit nach zu erzählen und sich reinzuwaschen. Während seine Gedanken mit einander im Kampfe lagen, hörte er den Vater sagen: „So sind sie die Herren Gauner, wenn es dann schief geht, dann bleiben sie stumm. Sag Deine Meinung.“ Lenz schaute auf. Nur ein kurzer Augenblick lang kam ihm der Zorn in die Adern, nur solange bis

er spürte, wie sein Kopf vom Hals her rot wurde. Dann fragte er ruhig: „Kann das Gericht so spät noch das Hinterlegen jeder einzelnen Gült verlangen. Diesen Entscheid kann man wohl auch anfechten, so gut wie das Testament.“ Der Vater schaute verblüfft auf. Diese Antwort hatte er nicht erwartet. Lenz nahm unterdessen sein dickes Notizbuch aus der Tasche, das seine ganze Buchhaltung enthielt. „Der Wert des Geldes, der ist immer noch da. Ich habe mit dem Geld bis jetzt nicht schlecht gearbeitet. Es ist wohl jetzt schon bedeutend mehr da.“ Lenz stand auf, legte sein Rechnungsbuch offen auf, beugte sich über den Tisch und erklärte dem Vater seine Holzschläge, seine Lieferungen, seine Forderungen, die Löhne und zeigte auch den kleinen Holzerlohn, den er bis jetzt für sich genommen. Er zeigte auf eine vordere Seite im Buch: „Den Wald habe ich so nicht zu teuer bezahlt, das könnt Ihr selber bewerten.“ Der Vater mußte sich jetzt doch herbeilassen, in das Notizbuch hineinzuschauen. Nachdem er dann die ordentlichen Zahlen verglichen und ein paar Mal „mmh“ und „so“ gemacht, wagte Lenz zu sagen: „Ich habe nicht für mich gearbeitet. Ich habe in Brenilis Wald und für Brenilis Vermögen geschafft und bin immer bereit, das zurückzugeben, wenn das Brenili es zurückverlangt.“ Der Vater zuckte hoch, da Lenz das Wort Brenili so bestimmt und scharf aussprach. Aber dann versenkte er sich wieder in die Zahlen. „So ist also nicht alles verloren, wie ich gedacht habe“, meinte der Bauer etwas verjöhnlicher. Und der Lenz gleich darauf: „Wenn Ihr die Zahlen richtig zusammenstellt und zählt, dann seht Ihr selbst, daß da allerhand gewonnen ist.“

Der Vater lehnte sich zurück, verschränkte die Arme, schaute mit durchdringendem Blick dem Lenz in die Augen: „So, und wie kannst Du jetzt das Geld herbringen und hinterlegen? Lenz setzte sich auf den Stuhl: „Das kann ich nicht.“ Dann brach die ganze zurückgehaltene Wut aus dem Bauer aus: „So, das kannst Du nicht. Aber an den Häusern hinaufklettern kannst Du. Mit den Schuhnägeln einem im Gesicht herum trampeln kannst Du. Dem Mädchen den Kopf verdrehen kannst Du. Das Geld hinter des Va-

ters Rücken herauschwindeln kannst Du. Was kannst Du noch?" Lenz sah dem Vater in seinem fürchterlichen Zorn hart ins Gesicht. Er fühlte, wie ihm die Beleidigungen wie Faustschläge ins Gesicht fuhren. Nur jetzt nicht brüllen oder flennen. Er sah im Flimmer vor seinen Augen Brenilis liebes Gesicht, ganz nahe vor sich und so lieb, als ob es ihn bitten wollte, jetzt nicht böse zu werden. Er grub sich in seiner Faust die Fingernägel in die Handballen und sagte schließlich: „Arbeiten kann ich. Zu meinen Worten stehen kann ich. Eine arme Familie durchschleppen kann ich.“ Der Vater steht von der Bank auf, stemmte die Fäuste auf die Tischplatte und wollte losbrüllen. Lenz sprang auch auf, sein Stuhl fiel hintenüber. Doch, als ob dem Vater plötzlich ein neuer Gedanke gekommen sei, sagte er: „Lenz, geh jetzt, sonst gibts ein Unglück. Geh, ich gebe Dir wieder Bericht.“ Lenz drehte sich um. An der Türe schaute er noch einmal zurück und sagte: „Also, gut Nacht.“

Dann ging er aus dem Haus, in die Nacht hinein. In tiefen Zügen nahm er die kühle Nachtlust in sich auf. Mit festen Schritten ging er den Weg hinab. Wild wirbelten ihm die Gedanken im Kopf. Und irgendwie war eine Freude dabei, darüber, daß er seinen Zorn hatte meistern können.

Ennet dem Dorf, wo der Weg am Wald vorbei gegen das Gspänsti hinauf geht, blieb er stehen, nahm den Hut ab, warf das winzige Tanngriesel weg und steckte sich ein neues auf, ein großes, das drei Zweigli über den Hutgups hinaufstreckte. Am Weg hinauf sagte er laut vor sich hin: „Und wenn auch, was ich Schönes mit dem Brenili erlebt ha-

be, ist jeden Kampf wert. Und seine Liebe lebt weiter, das weiß ich gewiß.“ Leichter und schneller schritt er bergan.

Und wie die Mutter hilft.

In der Stube im Gspänsti brannte noch die Lampe. Da er das Licht hinter den schiefen Fenstern sah, wurde ihm die ganze Arm-seligkeit seiner Familie und Wohnstatt wieder bewußt. Sollte nun alles nur ein Traum gewesen sein? Sollte er wieder hier, ohne jede Hoffnung auf eine bessere Zeit, weiterleben? Und plötzlich dachte er auch: Was soll nun morgen sein? Kann ich noch in den Wald? Oder muß ich meine Holzer heim-schicken?

Lenz trat in die Stube ein. Die Mutter saß wie immer am Abend über ihre Näharbeit gebückt. — Sie hatte kaum Zeit aufzublicken und ihn zu begrüßen. Lenz setzte sich auf einen wackeligen Stuhl, überall lagen und hingen fertige und halbfertige Ueberkleider. Eine hölzerne Lokomotive, die er einmal für Tonili gezimmert hatte, lag



„Mutter, mir geht es schlecht!“

kaputt am Boden. Die Lampe ruhte. Soll es nun immer so bleiben? Er stützte die Ellbogen auf die Knie, verschränkte die Hände und starrte auf den Boden. Die Mutter schaute einige Mal verstohlen zu ihm hinüber, sagte aber nichts. Nur ihre Lippen bewegten sich unaufhörlich. Lenz, der starke, stämmige Lenz, der beste Holzer weit im Tal, der waghal-sige unerschrockene Kerl, weinte. Aus seinen weit offenen Augen rannen Tränen, fielen auf seine Hände und auf den schmutzigen Boden hinab: „Mutter, mir geht es schlecht!“ Die Mutter legte die Arbeit vor sich auf den Tisch. Sie, die ihm immer abgeraten, die immer gewarnt und schwarz gesehen hatte,

sie tröstete jetzt ihren großen Sohn: „Du darfst das Vertrauen nicht verlieren. Wer hat uns in unseren bösesten Zeiten geholfen, hat uns Schritt um Schritt aus den Schulden und der Schande hinausgeführt? Der liebe Gott! Der hat es gegeben, der kann es auch wieder nehmen. Er kann uns an einem Tag reich machen oder bettelarm. Mußt alles ihm überlassen. Aber das Vertrauen auf seine Güte und Liebe und Barmherzigkeit darfst nicht verlieren, Lenz. Er hat Dir ein übergroßes Glück zugemessen. Jetzt will er schauen, ob Du dem gewachsen bist.“ Solche Worte hatte Lenz nicht erwartet. Er hatte geglaubt, sie werde ihm sagen, daß sie immer dagegen gewesen sei, er solle jetzt schauen, wie er allein fertig werde. Und trotzdem hatte er mit ihr reden müssen, hatte alles sagen und erzählen müssen. Weil er mit so viel Unglück einfach nicht mehr allein fertig werden konnte. Nun vernahm er solche Worte.

Diese abgehärmte, vom Leiden und von der zuvielen Arbeit früh alt gewordene Frau, bewies mehr Lebensmut als der junge, kraftstrotzende Mann, zeigte eine unerschütterliche, innere Kraft. Lenz war um diese unerwartete Hilfe unendlich froh. Er zog seinen Stuhl an den Tisch, ergriff der Mutter müde Hände und deckte sie in seine breiten Praken ein. Ein Gefühl von heißer Dankbarkeit strömte in seiner Brust. Er fragte: „Und morgen, was meinst Mutter, was soll ich morgen tun? Soll ich in den Wald gehen, in meinen, in Brenilis Wald?“ Sie überlegte nicht lange. Schlicht und einfach legte sie ihre Meinung dar: „Du hast nichts zu verstecken. Geh in den Wald und schaffe so weiter, wie wenn nichts geschehen wäre. Arbeite so, wie wenn Du der Verwalter von Brenilis Gütern wärest, weißt, ein guter Verwalter. Und all das andere laß unseren lieben Gott machen. Kannst sicher und ruhig sein, er macht es gut. Besser als Du und ich es ausdenken könnten.“

„Ich danke Dir, Mutter. Du hast mir den rechten Weg gezeigt, Du gute Mutter.“

Von Flammen und Schreien

Im schönen Haus Hinterbühl, das von seinem prächtigen Auslug so weit ins Tal hinaus einen wahrhaften und bodenstän-

digen Anblick bietet, tobt eine entsetzliche Aufregung. Aus der Mädchenkammer gesten fürchterliche Schreie. Leni, die Magd, rüttelt an der verschlossenen Türe. Mutter und Sohn eilen von der Matte auf das Haus zu. Man ruft den Vater, ruft immer wieder und denkt nicht daran, daß er am Morgen schon ins Dorf gegangen. Ein Geruch von verbranntem Zeug dringt aus dem verschlossenen Zimmer und immer wieder die nervösen Schreie. „Mach doch auf“, ruft Leni die Magd in großer Angst. Endlich können sie eintreten in das Zimmer, in den Qualm und Rauch. Ein halbverbrannter, abgerissener Vorhang liegt am Boden, ein geplatzter Brennspritapparat und auf der braunverbrannten Bettdecke eine Brennschere. Elsi, mit aufgelösten Haaren, steht vor dem Spiegel, hält sich den Kopf und schreit und jammert. Der Ärmel seiner Bluse ist halb verbrannt, das Tischtuch und das Schreibzeug, die Statue und die Kölnischflasche liegen am Boden. Die Mutter öffnet das Fenster, überschaut die abgewendete Gefahr und meint: „Ist nicht so schlimm.“ Da dreht sich Elsi um und ruft: „So schau mich doch an!“ Entsetzlich! Die linke Seite seines Gesichtes, von der Stirne über das Auge und die halbe Backe, ist eine große Brandwunde. Furchtbar sieht Elsis Gesicht aus. Nun rennt Leni und holt Mehl, Del wird verlangt. Elsi wird in die Kissen gebettet. Was soll man tun? Wenn doch nur Brenili da wäre. Brenili wüßte, was am meisten kühlt, was am besten und am schönsten heilt. Die Tränen rinnen ihm in die Wunden und brennen noch mehr. Der Bruder muß dem Arzt telefonieren. Von heftigem Schluchzen unterbrochen erzählt Elsi, was sich zugetragen hat. Es wollte ins Dorf gehen, um einzukaufen und vorher noch schnell seine Haare richten, von der Wäsche gestern, waren sie glanzlos und astabelig. Während es mit der heißen Brennschere die Locken drehte, muß etwas auf den Spritapparat hinuntergefallen sein. Ein Knall, eine Flamme! Elsi erschrak, ließ irgendwie die Brennschere fahren, sie blieb in den Haaren hängen. Der Vorhang brannte, das Tischtuch brannte. In dieser Sekunde war es geschehen. „Wie lange geht das, bis man die Wunden nicht mehr sieht?“

frägt Elsi aus seinen Schmerzen und aus dem Schluchzen heraus. „Was weiß ich“, sagt die Mutter, „mußt den Doktor fragen. Wenn nur der Doktor bald käme. Sei Du jetzt nur schön ruhig, daß es dem Auge nicht schadet und die Wunde nicht gereizt wird.“ Vorsichtig zieht sie ihm die Kleider aus und packt es vollends ins Bett, macht Ordnung im Zimmer, ersetzt den verbrannten Vorhang. Alle Augenblicke schaut sie aus dem Fenster auf die Straße hinunter, ob nicht das Auto mit dem Doktor komme.

Lange müssen sie warten, bis zum Abend. Denn der Arzt ist bei einer sterbenden jungen Mutter hoch oben am Pfadweg.

Brenili muß von seiner Pflege heimkommen und mit viel Geduld und Zartgefühl seine Schwester betreuen und trösten. Tausend Mal am Tag fragt Elsi, wie die Wunde aussehe. — Immer wieder sagt Brenili, daß der Arzt gesagt habe, man dürfe den Verband nie ganz wegnehmen, es dürfe keine Luft dazukommen. —

Mäuschenstill liegen, mit einem Auge an die Decke starren, schwere Gedanken wälzen viele, viele Tage lang. Das ist für Elsi die Hölle.

Von angstvollen Augen, die aus dem Dunkel starren.

Wiederum rennen im Hinterbühl die Leute ums Haus. Wiederum hört man Rufen nach dem Vater, nach dem Bruder. Wiederum erfasst eine fiebrige Aufregung das ganze Haus. Brenili ist am Morgen in Elsis

Zimmer gekommen. Rissen und Decke zerwühlt, Elsis Verband am Boden, der Spiegel zerschlagen auf dem Tisch, Kleider ringsum verstreut. Elsi war fort. „Oh Himmel, es hat sich ein Leid angetan!“ war Brenilis erster Gedanke.

Was nützen Rennen und Reden, Rufen und Jammern. Wo soll man suchen? Wen soll man fragen? Und die Leute? Was den-

ken die Leute? Hundert Vorschläge fallen, hundert Entschlüsse werden gefaßt und verworfen. Man kann doch nicht die Polizei, das Radio alarmieren. So kommt ja alles aus!

Der Vater geht, der Bruder geht. Die Mutter sucht. Nach diesem langen unseligen Tag und einer schreckvollen Nacht geht Brenili vor dem ersten Morgengrauen ins Gispänsti hinauf und erzählt alles dem Lenz. Er sagt, er habe gestern vom Wald aus, auf der gegenüberliegenden Bergseite gegen die hohe Blangge zu, einen Menschen hinaufsteigen gesehen. Er habe noch ge-

dacht, so ohne Maß und hastig, kommt er nicht weit. „Kann nicht sagen ob es ein Mann oder ein Weibervolk gewesen ist, es war zu weit weg, und ich hatte nicht Zeit lange zu schauen.“ Brenili bittet ihn, auf die Suche zu gehen. Die hohe Blangge, das wäre auf den Pfad zu ins Ennertal. Wenn es dorthin zur Tante hinüber gegangen wäre. Aber man hatte ihr schon telefoniert, noch am späten Abend.

Lenz packt seinen Rucksack, gießt vom Frühstück Milchkaffee in eine Flasche, nimmt



Zwischen Kammer und Stube
im schönen Nidwaldnerhaus

Photo L. von Matt

Tea und Schnaps, Käse und Brot und Kerzen mit, eine Wolldecke und das Seil. Lenz will allein gehen. Er steigt geradentwegs zutal und dann durch ein Tobel und den Wald gegen die hohe Blangge hinauf. Halb am Berg oben bleibt er stehen, schaut weitem hin, dreht um und geht wieder zurück. Weiter unten biegt er ab. Dort kommt er zu einem kleinen Haus. Er geht hinein und fragt, ob der Hund da sei. Es ist das Häuschen eines seiner Arbeitskameraden. Er packt noch ein Stück geräucherten Speck ein, befiehlt der Frau, niemanden etwas zu sagen, nimmt den Hund an die Leine und verschwindet wieder. Die Frau schaut ihm lange nach, schüttelt den Kopf. Ob nun der Lenz ins Bannbiet wildern geht? Habe noch nie etwas gehört, daß der Lenz jagt. Das kann sie nicht verstehen. Sie wird ihn nicht verraten.

Lenz steigt wieder den Weg hinauf, den er gekommen ist und dann weiter. Nach einigen Stunden sind sie schon vertraut, der Hund und der Lenz. Sie halten Rast und teilen ihr Essen. Lenz sucht mit den Blicken jede Mulde, jeden Waldbrand, jede Böschung ab. Der Hund schnuppert, tänzelt, schwänzelt und bellt. „Du sollst nicht Mäuse suchen, Walldi. Wir müssen einen Menschen suchen.“ Dann gehen sie wieder.

Einsam ist es hier oben und kalt. Das Vieh ist schon längst von den Alpen gezogen. Verspätete warme Tage haben den Schnee wieder über die Waldgrenze hinauf getrieben. Nur zwischen den großen Steinen liegt er noch und in den Mulden, wo er zu Haufen geweht war. Dort findet Lenz die Spur. Elfi hat nicht weit gehen wollen, denkt Lenz, mit Sonntagschuhen. „Such, Walldi such!“ Lenz zieht seinen Tschoppen an. Walldi rennt hin und her, die Nase am Boden. Sie kommen über hohe Felsen, Walldi wittert hart am Rand. Wieder sind Spuren der kleinen Schuhe im Schnee. Auf und ab, auf und ab über den zackigen Grat. Sie kommen zu einer eingeschlossenen Senkung. Hier sind die zarten Spitzen der Gräser weitem zertrampelt. Walldi rennt ringsum, da hinaus, dort hinaus und wieder zurück. Hier hat es lange gelegen, denkt Lenz. Der Hund springt weg, verliert die Spur, kommt wie-

der zurück, rennt wieder fort und dann weiter.

Nebel steigen ihnen nach. Die Sicht wird schlecht. Nur mehr langsam kommen sie voran. Immer wieder bergab und wieder zurück. Lenz bleibt stehen und horcht in den Nebel und in den Wind hinein. Das Krächzen der Vögel, weit weit unten Herdengeläute, sonst nichts. Die Dunkelheit sinkt in den Nebel hinein.

Sie kommen zu einem Alpstall. Walldi bellt und rennt, springt an der Türe hoch. Lenz bindet den Hund an und geht in das Dunkel hinein. „Ist jemand da?“ Keine Antwort. „Walldi, sei still!“ Lenz macht Feuer. Wie das Streichholz aufflammt, hört er einen Ruf: „Jesses, der Lenz!“ Er geht näher, mit dem zweiten, dem dritten Streichholz bis in die hinterste Ecke. Und wie es aussieht, das Elfi, im flackernden Licht! Auf dem Barnen sitzend, die Haare zerzaust, frierend und bleich, nur leuchtend rot im Gesicht die Brandnarbe.

Elfi beugte seinen Kopf und barg sein Gesicht in den Händen. „Ich bringe Dir einen Gruß vom Brenili“, sagte Lenz. Keine Antwort. Er stellte den Rucksack auf den Boden, packte aus, zündete eine Kerze an, ließ Wachstropfen auf den Barnenrand neben Elfi fallen und flebte die Kerze drauf. „Magst etwas trinken?“ Keine Antwort. Lenz kratzte Mist und Streue vom Boden weg, holte Holz und Späne und blies ein Feuerlein an. „Wirst wohl kalt haben?“ Er suchte nach einem Fenster, um einen Rauchabzug zu machen. Er fand eine Tasse und setzte sie am Brunnen sauber. „Vielleicht brennt Dich der Rauch auf der Backe?“ Elfi schaute auf und sagte mit tonloser Stimme: „Nein, es ist so geheilt.“ Dann schaute es zu, wie er Brot schnitt, die Tasse voll Milchkaffee über dem Feuer wärmte, den Käse bratete. „Magst?“ Gierig griff Elfi darnach.

Erst da es seinen großen Hunger gestillt hatte, begann Lenz zu essen; dann gab er dem Hund und nahm ihn herein. Er legte Holz auf die Glut. „Wir müssen einen Gluthaufen haben für die Nacht, sonst ist es zu kalt für Dich.“ Lenz holte Streue, schüttete für Elfi ein Lager auf an der Wand, legte ihm die Wolldecke um: „Da kannst Dich hin-

legen und ausruhen. Ich achte dann auf das Feuer.“ Waldi legte sich dem Lenz vor die Füße. Knisternd flogen die Gneisten in den Rauch, und die Flammen zappelten. „Man sollte nicht mit so feinen Schuhen z’Berg gehen.“ Zögernd kam es von Elsi’s Lippen: „Ich wollte nicht z’Berg gehen. Ich wollte verunglücken — — —, von einem Felsen fallen — — —, oder mich ertränken im See — — im Ennertal — — —. Aber ich hatte nicht den Mut.“

„Du sollst Dich hinlegen, frierst weniger im Stroh.“ Elsi bewegte sich nicht. Nur seine Augen schauten den zappeligen Flammen-
spitzen zu und dem Atmen der Glut.

„Und jetzt habe ich hier warten wollen, bis ich vor Hunger sterbe.“ „Hast einen guten Schutzengel, Elsi. Ich habe Deine Spur verfolgt ob den Flühen. Du mit diesen Schühlein. Er muß Dich schon gut gehalten haben.“ — Lange kein Wort. Dann auf einmal brach ein ganzer Redestrom aus dem Mädchen hervor:

„Aber daheim hat mich der Schutzengel nicht behütet, da ich mich verbrannt habe.“ In kurzen heftigen Sätzen erzählte Elsi seine ganze Geschichte, vom Schrecken, bis hieher. „Ich kann nicht mehr leben . . . Ich kann nicht mehr leben . . . Ich kann nicht mit dieser Frage vor die Leute . . . Mein Schatz wird mich verlassen... Ich hasse das Leben!“ Lenz nahm Elsi bei den Schultern: „Komm, steh auf, leg Dich hier in die warme Streue. Ich decke Dich schön zu. Ich mache Dir noch einen Tee zum Schlafen.“ Elsi gehorchte. Lenz kniete vor das Feuer und bereitete den Tee. Und über die züngelnden Flammen hinüber sprach er: „Du hast bisher von allem genug

und viel gehabt, übergenug. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie es ist zu leben, wenn man nichts zum Prahlen und Rühmen hat. Meinst, das Glücklichein könne nur mit Schönheit und Reichtum verbunden sein. Elsi, da weiß ich mehr als Du. Elsi, schau einmal mich an. Seit ich auf der Welt bin, habe ich nur Not und Hunger und Verachtung gekannt. Aber ich glaube nicht, daß Du je im Leben auch nur einmal so glücklich gewesen bist wie ich.“ Nun hoben sich aus dem Stroh die schwarzen Haare und das Gesicht mit großen, fragenden Augen: „Ja,

bist Du denn glücklich, Lenz?“ „Ja, so glücklich, wie Du es nie verstehen kannst.“ So begann seine Geschichte. Und da er am Schluß lange schwieg, wurden Elsi’s Atemzüge ruhiger und kam der Schlummer über das unglückliche Mädchen.

Am Morgen weckte der Duft von Bratfäs und das Knistern des Feuers oder vielleicht auch der beißende Rauch die müde Schläferin. Die fast bis zum Wahnsinn gesteigerte Angst war gemildert. Elsi bat den Lenz, mit ihm zu kommen,

heim, bis in die Stube hinein und nicht von ihm wegzugehen. Es habe nicht die Kraft, allein zu gehen.

So kam es, daß Lenz wiederum auf das Hinterbühl-Haus zuing, wiederum durch die mit Ziernägeln geschmückte Türe eintrat und in der schönen großen Stube saß.

Wenn Gott selber hilft.

Im Winter sah man die Gerichtsherren auf das Rathaus zur Sitzung gehen. Dort hatten sie über des Brunnen-Thades an-



Er geht mit seinem flackernden Streichholz näher

gefochtenes Testament zu entscheiden. Und sie entschieden gut.

Im Winter sah man einen Maurer am alten Baden am Rain die Mauern flicken.

Im Winter sah man beim Sägewerk am Wasser dicke, schwere Balken aufschichten, prächtiges, im letzten Winter gefälltes, feinjähriges Rottannenholz.

In den ersten Frühlingstagen brach der Föhn über die Berge herein, brach in den Matten und an den Waldrändern die ersten Blumen auf, machte den Schnee krank an den Hängen und in den Höhen. Tagelang brummte er über den Gletschern, malte den blauen Himmel grün, drückte auf die Ramine im Tal und auf das Gemüt der Menschen. Nächte, in denen das Vieh unruhig wird und die kleinen Kinder schreien. Seit Menschengedenken war nie so viel Schnee auf den Alpen und Tristen gelegen. Am Sonntag während dem Gottesdienst brach die Lawine los ob den hohen Flühen. Das Donnern übertönte das Singen. Die Fenster klirrten und knackten im Blei, der Luftdruck war so stark, daß die Glocken anschlugen. Ängstlich schauten sich die Frauen an, stärker wurde das Beten der Männer. Wo bricht da der Wald? In welchen Besitz wälzen sich die verheerenden Massen? Trifft es Dich? Trifft es mich? „Erbarme Dich unser, o Herr!“ Kaum begannen die Glocken den Gottesdienst auszuläuten, kaum öffneten sich die Kirchthürflügel, war die Botschaft schon da, war schon in aller Leute Mund.

Die große Lawine ist bis ins Tobel hinunter gefahren, hat den ganzen Graben aufgefüllt; sie hat den ganzen Wald ob den hohen Flühen radikal zusammengerissen. Sie liegt im Wald vom Griesli-Lenz.

So ist das Leben in den Bergen. Ein Wildbach kann ein blühendes Heimen in einer Nacht verscharren. Der Blitz kann ein Haus auflobern lassen. Der Bergrutsch kann Saat und Ernte und den guten Grund forttragen. Der Sturmwind kann in den Wald einbrechen, das Haus umstoßen, die Dächer forttragen. Die Lawine kann Hab und Gut erdrücken, kann aber auch ein Vermögen bringen. Denn was die Lawine bringt, gehört nach Recht und Gesetz dem, auf dessen Boden sie liegt.

Im Wald des Griesli-Lenz lag haushoch, zu unterst im Tobel vielmal haushoch Schnee und Geröll, Steine und Dreck, aber auch Holz. Ein ganzer großer Wald lag da übereinander im Lawinenschnee. Lenz mußte viele Arbeiter dingen, mit Drahtseilen und Winden und Motoren schafften und werkten sie. Bis in den Sommer hinein rann das Wasser aus dem Lawinenschnee, bis in den Herbst hinein fuhren die Lastwagen jeden Tag und oft bis in die späte Nacht mit Holz aus dem Tobel ins Land hinaus.

Lenz schuftete ohne Unterbrechung. Und das zu einer Zeit, da er gerade zwei Arbeitsplätze zu beaufsichtigen hatte: Seinen Wald und sein Haus.

Sein Freund, der Architekt, wollte im Herbst zum Lenz ins neue Haus in die Ferien kommen. Daß er vor lauter Arbeit im Wald nicht beim Abbinden und Aufrichten seines eigenen Hauses mithelfen konnte, das war sein einziger Schmerz. Aber etwas hatte er sich ausbedungen. Er wollte den Firstbalken aufziehen und aufsetzen. Und auch die geschmückte Tanne steckte er selber auf. Zu äußerst am First nagelte er das Lännchen an, daß die bunten Streifen und Blumen im Winde flatterten. Einen herzensfrohen Jachzler ließ er in den blauen Himmel hinaufsteigen. Dann brach er ein pralles Zweiglein von diesem Tannndli ab und steckte es auf seinen Hut. Die Zimmerleute und Handwerker, die von unten zuschauten, riefen: „Hoch! Hoch! Bravo! Ein Hoch dem Griesli-Lenz!“ Er stand kühn auf dem hohen Balken, schwenkte seinen Hut und jachzte noch einmal.

Die Handwerker hatten das neue Haus am Rain, das so freundlich und urchig von der Höhe auf das Tal und in die Berge hinein schaute, verlassen. Die Fenster blickten in der Sonne. Die Lauben ragten breit auf beiden Seiten hinaus. Gwättli und Alebdächli warfen ein lustiges Schattenspiel. Fünf Männer kamen den Weg hinauf, Herren und Bauern. Lenz begrüßte sie vor der Stiege, die Herren von der Güterschakungskommission. Der letzte, der zu ihm trat, war der Hinterbühl-Mell. „Guten Tag, Herr Gemeinderat“, sagte Lenz freundlich. „Guten Tag, Lenz. Bist mager“, meinte der Mell.

troffen. „Ich weiß. Es soll vom Frühling an besser werden. Man hat's mir versprochen.“ Die andern waren schon vorgegangen. Trampfen mit den schweren, schmutzigen Schuhen auf den weißen Tannenböden herum, gingen durch alle Zimmer, streckten das Metermaß innen und außen herum. Sie befühlten die Wände, klopften an Bretter und Mauern. Schritten durch die obere Türe hinaus und gewichtig ums ganze Haus herum. „Willst nicht malen?“ frug ein anderer. Dann stiegen sie in den Estrich hinauf, klopften das Kamin ab und kamen zuletzt in die Stube. In den leeren Zimmern konnten sie nirgends sitzen. So standen sie mit ihren Notizbüchlein in der großen Stube herum und rechneten. Dort stand ein breiter, behäbiger, grüner Rachelofen. Eine Rachel war beschrieben. — Der Präsident der Kommission ging dorthin und las laut den Spruch vor, der in den himmeligen Ofen eingebrannt war:

Häb Fiir und Gluet
wohl i dr Huet.
Tue d'Chelti wehre
de Heilige z'Chre:
Loränz und Berene.

„Du, Lenz“, sagte der Präsident, „das sollte Agatha heißen, oder Barbara, das sind Schutzheilige gegen die Feuersbrunst. Warum hast Du da Berena geschrieben? Das ist nicht richtig.“ „Doch, doch, Herr

Präsident, das ist schon richtig. Ich weiß es ganz genau.“ „Nein, nein, das kann nicht stimmen. Da muß ich doch zuhause in der Heiligenlegende und im Kalender nachschauen, oder was meinst Du, Melk?“ frug er den Hinterbühl-Bauer. Dieser kratzte bedächtig an seiner Narbe am Kinn: „Der Lorenz stimmt, das weiß ich, aber ob die Berena stimmt, da muß ich selbst auch noch

zuhause nachfragen. Aber schließlich wird ja die Einschätzungssumme dadurch nicht höher oder tiefer.“ Dann rechneten sie wieder weiter und gingen dann fort. Der Lenz aber kam wieder zurück, streichelte liebevoll den schönen Ofen, blieb vor der Spruchtafel stehen und sagte feierlich:

„Ganz sicher, es ist die Berena, ich weiß es gewiß.“

Viernal Einzug.

So war aus dem alten Gaden am Rain das schöne Haus am Rain geworden. Stand da als wertvoller

Schmuck, wie aus dem Boden gewachsen, so bodenständig und wahrhaft auf dem weit herum sichtbaren Auslug und war nun zum Einzug bereit. Zuerst zog in das neue Haus der liebe Herrgott ein. Der Priester aus dem Dorf segnete den Eingang, durchschritt alle Zimmer, besprengte alle Räume. Lenz trug ihm den Weihwasserkessel nach. Feierlich, mit der Stola bekleidet, sprach der Priester die heiligen Worte. Die weißen Haare umrahmten sein würdevolles Gesicht. In der Stube war schon das Kreuzifix aufgehängt. Das war das Erste und noch das Ein-



Der schönste Schmuck im Nidwaldnerhaus

Photo L. von Matt

zige, was aus dem Gspänsti gezügelt worden war.

Der Priester schaute den Lenz an, tauchte den Wedel noch einmal ein und gab dem Lenz einen tüchtigen Spruz, so daß er von oben bis unten glitzerte: „Will Dir auch noch einen kräftigen Segen geben, Lenz“, sprach der alte Priester, „damit Du leichter auf Deinem guten Weg voranschreiten kannst. Siehst Du, jetzt steht wieder ein „Griesler“ und ein Pfarrer beieinander. Einmal war es Dein Großvater und mein Vorgänger, Du weißt es und die Leute reden heute noch davon. Es war ein weiter Weg und ein elender und mühsamer Weg bis zu diesem neuen Haus, wieder zu Ehr und Ansehen. Daß Gottes Ehr hier immer vorangehen möge.“ Und er segnete ihn.

Der zweite Einzug ging mit einfachen Mitteln vonstatten. Ein Rinderzug, ein Schlitten und junge kräftige Hände und Arme brachten über die noch grünen Matten den ärmlichen Hausrat vom Gspänsti her. Das windschiefe Kanapee gnappete und gampfete oben auf. Die alte Kommode und der bemalte Schrank, an dem die Schuhnägelspuren aller Kinder und früheren Generationen zu sehen waren, standen etwas dumm auf dem glatten, neuen Boden und stachen von den weißen Holzwänden übel ab. Aber die Mutter sah das nicht. Sie streichelte die Türpfosten und Wände wie liebe Tiere. Sie staunte in der Küche über den neuzeitlichen Herd. Ihre Hand glitt mit Wohlgefallen über das fein geschliffene Stiegengeländer. Und die Fenster, die sich mit einem einzigen Griff öffnen und schließen ließen und dann wirklich zu waren, konnte sie nicht genug bewundern. „Da kann ich ja auch im Winter direkt in der Nähe des Fensters sitzen beim Nähen, die lassen gewiß kein Lüftlein kalte Luft mehr herein.“ Sie setzte sich auf das krachende, ächzende Kanapee und schaute ringsum in die Stube und durch Türen und Fenster: „Lenz, mein lieber Lenz, daß ich das noch erleben durfte! Jetzt danke ich Dir, wenn ich schon immer abgeraten, gewarnt und gejammert habe. Welch eine Freude, welch ein Glück hast Du mir damit gegeben! Hier kann ich nun endlich ruhig sein. Muß nicht mehr jede Nacht

fürchten und jeden bösen Wind.“ Lenz setzte sich zu ihr, streichelte ihre Wangen und die Haare, die früh ergraut waren: „Mußt nicht mir danken, Mutter, mußt dann dem guten Engel danken, der mir dazu verholfen und der dann im Frühling zu uns kommt.“

Der dritte Einzug kam von weit her. Am Fuße des Hubels stand der große Möbelwagen aus der Stadt. Ein antikes Buffet, nußbaumene Betten, breitbeinige Tische, Liegestühle, Sonnenschirme und Körbe voll Geschirr und Bilder wurden von Umzugsarbeitern den Rain hinauf getragen. Trotz dem kühlen Herbsttag rannte der Architekt hemdärmlich umher. Seine zarte Frau besaßte sich mit den Vorhängen und Wäschebünden. Im Nu waren die kahlen Zimmer in reizende Schmuckstücke ländlicher Wohnkultur verwandelt. Der Architekt hatte alles schon längst auf den Zentimeter genau vorbereitet. Der ganze obere Stock war in kürzester Zeit häuslich eingerichtet. Die Transporteure reisten ab. Die Suppe dampfte auf dem Tisch. Die Kinder spielten ob dem Haus. Und der glückliche Feriengast pumpte vergnügt die herrliche Luft in seine Brust.

Die Zimmer im Anbau blieben leer. Wenn abends einmal der Lenz nicht all zu spät heimkam, dann konnte es geschehen, daß er mit einem Licht in der Hand in diese leeren Zimmer ging und dort lange stehen blieb, allein und gedankenverloren.

Weihnacht im neuen Haus; heiliger Abend. Weihnachtskerzen leuchteten am Baum und glitzerten in den Scheiben. Die Mutter saß inmitten ihrer Kinder am Tisch, der überlegt war mit Geschenken, die das Christkind gebracht. Ein Hemd für den Tonli, eine Schürze für s'Bethli. Für den Noldi ein Zimmermannsbeil. Die andern waren in der Lehre oder in Stellen. Und der Lenz war fort. Am heiligen Abend war Lenz nicht daheim. Am ersten heiligen Abend im neuen Haus. Die Mutter wollte weinen, da er mitteilte, er könne nicht dabei sein. Aber er tröstete sie damit, daß es gewiß und sicher nur dies eine Mal vorkommen solle. Lenz hatte nämlich eine Einladung bekommen. Und diese Einladung zum Nachteffen war ihm so wichtig, daß er sogar am Heiligen Abend von der Mutter weg fortging.

Im Hausgang im Hinterbühl hingen an hölzernen Zapfen Mäntel und Hirthemden und Hüte. Und auf einem dieser Hüte, auf einem schönen schwarzen Sonntagshut steckte ein kleines Tannengriesli seine lustigen Nadeln unter dem Hutband hervor. In der Stube um den Tisch saßen die Meistersleute, der Sohn und die Töchter, Knecht und Magd. Lebkuchenstücke glänzten hoch aufgeschichtet auf dem weißen Teller, ein Nidelberg leuchtete aus dem großen Muttli. Mitten in den Leuten und nicht mit dem schlechtesten Appetit, saß der Lenz, der Griesli-Lenz neben dem Brenili.

„Nimm, Lenz, greif zu“, sagte die Mutter so freundlich und selbstverständlich, als ob Lenz seit Jahren immer hier am Tische gesessen. Was war hier geschehen? — Wie war das möglich? — Ja es kann geschehen. Ja, es kann möglich werden. Vielmehr, es ist uns allen im heiligen Evangelium versprochen und zugesichert: „Die Liebe überwindet alles!“

Wie Gott es fügen kann, daß ein Blitzschlag den Reichen zum Bettler macht, daß ein Fehltritt den Starken

zum Krüppel macht, so kann er es fügen, daß Feinde zu Freunden werden, daß sich alle Pläne umwenden, daß die Lawine statt Schaden, ein Vermögen bringt, daß, wer heßt und stichelt, zum guten Fürsprecher wird. Elsi hat diese Macht erfahren, hat sich dieser Macht gebeugt, hat seinen Stolz ausgebrannt und die Güte gelernt. Mit gutigem Blick auch und froh schaut der Vater zu seinem lieben Kind, dem Brenili, hinüber und auch zum Lenz. Es ist die letzte Weihnacht, da es noch ganz an diesen Tisch gehört. Wir wollen dieses Fest freudig feiern.

Auf der schweren, geschnitzten Truhe unter dem Christbaum liegen die Weihnachtsge-

schenke und nahe bei der Krippe des Christkindleins, auf einem Stück weißer Seide liegen die goldenen Ringe für das Verlobungspaar.

Die Mutter zündet die Kerzen an. Lenz und Brenili stehen auf. Der Vater folgt ihnen zum Weihnachtsbaum hinüber. Er nimmt die Ringe in seine schwere Hand und bietet sie ihnen dar. „Diese goldenen Reifelein sollen Euch verbinden zu einem glücklichen Leben, treu und tapfer.“ Er wollte noch weiter reden, aber die Rührung übermannte ihn. Er ging hinaus, weil er die

nassen Augen verbergen wollte. Später kam er wieder an den Tisch und sagte: „Ich habe nach dem Wetter geschaut und da habe ich gesehen, wie die Balken unseres Gadens in den gut fünf Jahren schon braun geworden sind. Lenz, Du kamst damals zum Aufbauen zum ersten Mal zu uns. Aufbauen, wahrhaft und wahrhaft aufbauen soll immer Dein Beruf sein.“ — Die Mutter brachte Gläser und Wein, Teller und Kräpfli. Der Bruder stand auf und sagte dem Elsi im



In seiner Hand glitzerte golden der Widerschein vom Christbaum

Vorbeigehen ins Ohr: „Ich will der Feierlichkeit einen Schupf geben.“ Er brachte die Handorgel, setzte sich auf die Ofenbank und spielte einen lustigen Ländler. Brenili und Lenz rutschten mit der Zeit aufs Kanapee hinüber und blieben dort, bis alle müde waren, bis die Eltern und dann auch die Jungen gut Nacht sagten und blieben noch länger. Als hätten sie nur auf diesen Augenblick gewartet, schlangen beide einander die Arme um den Hals und küßten sich in unendlicher Glückseligkeit. Wie konnte doch der stämmige, starke Holzer, fein und zart mit dem Brenili umgehen. Wann hat er das nur gelernt? Er flüsterte: „Ich habe nicht gewußt, daß

das Leben so unglaublich schön sein kann.“ Und Brenili schaute ihn eindringlich an: „Glaubst Du mir jetzt, wenn ich Dir etwas sage? Glaubst Du mir jetzt, wenn ich Dir sage, ich bin Dir treu.“ „Oh, Brenili — —.“ Sie konnten nicht mehr sprechen, ihr beider Mund war verschlossen.

Und noch einmal gab es Einzug im neuen Haus am Rain. Zuerst kam Brenili mit einem Metermaß und einem Notizbüchlein. Dann blieben die Räume wieder für lange leer. Darauf kam Brenili wieder und brachte Vorhängli für alle Fenster. Dann kam der Schreiner, der Sattler, der Schlosser, der Spengler mit Kasten und Truhen und Betten und Herd. Das alles stand schön hübsch aber einsam da. Die Fensterläden wurden wieder zugemacht und blieben zu.

Im Blühen der Matten, im Sonnenfunfeln auf Frühlingstau unter dem neu auf-erstandenen Himmelblau kam ein feierlicher Einzug den Rainweg hinauf. Die Braut voraus, der Lenz an ihrer Hand, die Eltern und Geschwister und hinterher der Briefträger. Sie blieben alle zehn Schritte stehen und schauten zu ihrem schönen Haus hinauf. Zu den leuchtenden roten Blumen an den Fenstern, zu dem breiten Dach, das so froh und fest in die weißen Schönm Wetterwölklein hinaus ragte und das sie nun ihr Leben lang schützen und behüten sollte. Sie kamen aus der Kirche, kamen von der Hochzeit und zogen nun ein in ihr Haus, in ihr Glück. Der Briefträger schwitzte. Er trug ein Paket wie ein Rad und so sorgfältig, als ob er eine Mutte voll Milch hinauftragen müßte. Er brachte den Glückwunsch und den Hoch-

zeitskuchen vom Freund aus der Stadt, vom Hauptmann und Architekt. Der Kuchen war so groß wie ein Käse.

Unter der Haustüre ließ Lenz seine Braut voraus hineingehen und sagte: „Komm, liebes Brenili, Du bringst mir das Glück ins Haus.“

Weit offen standen die Fensterläden im Anbau. Die Sonne schien auf die Betten und Tische hinein. In der Stube, da alle Leute versammelt waren, ging Lenz mit dem Brenili zur Wand hin, strich mit der Hand über die Balken und sagte: „Holz aus Deinem Wald, Brenili.“ Und es fuhr darauf fort: „Holz aus Deinem Wald, Lenz.“ Dann lachten sie zusammen: „Holz aus unserem Wald.“ Dann ging der Lenz mit dem Vater zum Ofen, deutete auf den Spruch, der in die Kachel eingebrannt war und fragte: „Hast Du jetzt zuhause nachgefragt ob es die heilige Verena ist?“

* * *

Und wer wissen will, wie diese Geschichte weiter ging, der soll in das Haus am Rain hinaufgehen, das unterdessen von der Sonne hübsch braun geworden ist. Soll den Bub im Garten, der mit dem Fuhrwerk spielt, der so blaue Augen hat und blonde Ruibili nach den Eltern fragen. Oder mit dem kleinen Mädchen, das am Strickstrumpf herumknobelt und so aufs Haar dem Brenili gleicht, zur Mutter oder zur Großmutter hineingehen. Sie wird dann erzählen und berichten welch einen Segen die beiden Heiligen Lorenz und Verena ausgeteilt haben.

